Inhaltsverzeichnis

INHALTSVERZEICHNIS 1
STUBEN DER ARMUT 2
DEUTSCHLAND IM 19. JAHRHUNDERT – 3
100 JAHRE ARBEITERBEWEGUNG UND GEWERKSCHAFT (1849 – 1949) 5
ARBEIT: EIN BEISPIEL 7
DIE KIRCHE - IHRE VERANTWORTUNG FÜR SOZIAL SCHWACHE 8
EINIGE ASPEKTE AUS DEM LEBEN DER ARBEITERFRAUEN UM 1920/30 13
DIE ROLLE DER FRAU IN DER ARBEITERFAMILIE NACH DEM ERSTEN WELTKRIEG 15
DIE AUFGABEN DER FRAU 16
GLEICHBERECHTIGUNG DER FRAU 17
KINDERARBEIT 18
KINDHEIT: EIN BEISPIEL 19
WOHNEN IN EINFACHEN VERHÄLTNISSEN – EIN BERICHT AUS BERLIN 20
DIE KÜCHE – LEBENSMITTELPUNKT DER FAMILIE 21
EIN PLATZ ZUM SCHLAFEN 24
DIE GUTE STUBE 26
FESTE UND FEIERTAGE 29
WAS GAB ES ZU ESSEN UND ZU TRINKEN? 38
ÖFFENTLICHE GESUNDHEITSVORSORGE IN HAMBURG 40
WASSERVERSORGUNG IN HAMBURG 41
SPIELEN: EIN BEISPIEL 42
VON DER “KLEINE-LEUTE-SCHULE” ZUR SCHULPFLICHT 45
DIE SCHULSITUATION IN HAMBURG VOR DEM EINFÜHREN DES VOLKSSCHULWESENS 1872 46
DAS VOLKSSCHULWESEN IN HAMBURG 49
DIE SPEISUNGEN DES „WOHLTÄTIGEN SCHULVEREINS“ 52
WAS KOMMT NACH DER SCHULE? 53
„STUDENTENBUDE“ DER 50ER JAHRE = MÖBLIERTES ZIMMER MIT „WIRTIN“ 55
FREIZEIT UND VEREINE 57
RADFAHRVEREINE 64
ARBEITER RADFAHRERVEREIN „VORWÄRTS“ REINBEK 66
FEIERABEND - BEI DEN GROßELTERN 68
WARUM EIN KLEINES MÄDCHEN DIE GROßEN FERIEN HASSTE 70
AUSZÜGE AUS DEN LEBENSERINNERUNGEN DER FRIEDA STOCHAY, GEB. SAß 71
WIE DIE „KLEINEN LEUTE“ LEB(T)EN… 77
DAS LEBEN DER “*KLEINEN LEUTE*”… 80
ZWEI LEBENSLÄUFE 82
BEIM BETRACHTEN ALTER FOTOGRAFIEN 83
QUELLENANGABEN: 85

STUBEN DER ARMUT

In diesen Stuben bin ich oft gesessen,
wo hart der Tisch das Brot der Armut trägt,
die Fenster müd auf helle Mauern starren,
und Wintersturm den kalten Ofen fegt.

Ich kenn die Stühle, die selbst müd geworden,
von allen Müden, die in ihnen ruhn,
und weiß, wie bitter diese alten Kasten
geheimnisvoll mit ihrem Inhalt tun.

Ich weiß, daß unter dem geflickten Bettzeug
die Sorge und der Kummer liegt,
daß sie dem Schlaf das ruh'ge Atmen nehmen
und auch der Traum sich ihrer Nähe fügt.

Und diese Türen, die den Lärm nicht halten
und durch die Gänge in den Hausflur schrein,
sie laden mit den abgegriffnen Klinken
nur Leid und Not zu langem Bleiben ein.

Ich weiß, was diese Mauern scheu verschweigen
und warum sie so schnell vergrau'n –
sie sind wie Wangen, tiefgefurcht, mit Spuren
von Zeit und Tränen anzuschaun.

In diesen Stuben bin ich aufgewachsen,
ihr Lärm, ihr Schweigen ist zutiefst in mir –
und alle Schönheit, alles Glück der Erden,
sie nehmen nicht ihr müdes Grau von mir. «

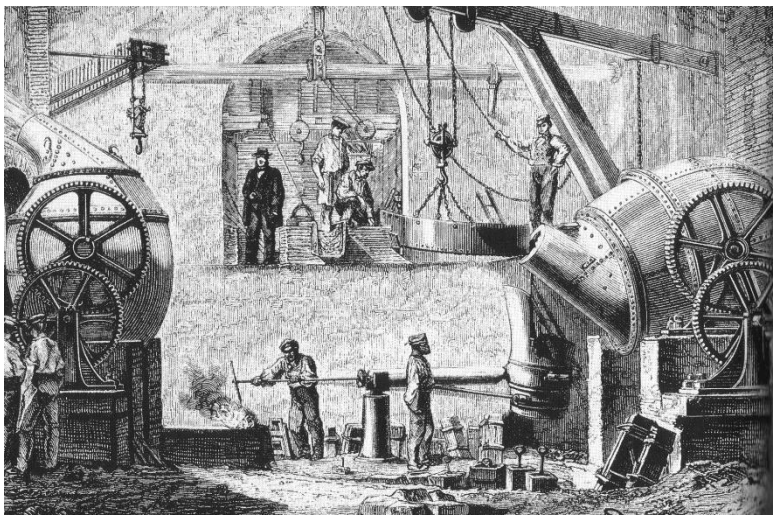
*Willy Miksch, *1904*
Hilfsarbeiter, später Erzieher.

Deutschland im 19. Jahrhundert – das Leben verändert sich, besonders für den „dritten Stand“

Regina Litzba

Bis ins 19.Jahrhundert hinein, ja sogar noch bis ins erste Drittel des 20.Jahrhunderts war die Einteilung der Bevölkerung in so genannte Stände gang und gäbe. Trotz der Französischen Revolution und der Revolution von 1848 konnte sich der "dritte Stand" kaum aus seiner Armut befreien. Der Freiheitsgedanke und die Parole von der Gleichheit aller Menschen waren zwar in aller Munde, erreichten aber nicht die Unterschicht.

Obwohl die preußischen Reformen 1806/07 zu Gewerbefreiheit und Bauernbefreiung geführt hatten, erging es besonders der Landbevölkerung nun schlechter als zuvor. Bis 1800 hatten etwa drei Viertel der deutschen Bevölkerung auf dem Lande gelebt. Viele Bauernfamilien mussten Angehörige, die auf dem Hof überflüssig oder alt und gebrechlich waren, mit versorgen. Jetzt nach der Bauernbefreiung erhielten die von einem Grundherrn abhängigen Bauern zwar die persönliche Freiheit und brauchten auch keine Abgaben und Dienste zu leisten, aber sie verloren jeglichen Schutz durch den Grundherrn. Sie mussten das gepachtete Land zurückgeben und durften nur das eigene Land und den Hof behalten, so dass die nun entstandenen Kleinhöfe die vielköpfigen Familien nicht mehr ernähren konnten. Man kann sagen, dass es jetzt durch die Bauernbefreiung mehr unterbeschäftigte oder arbeitslose Bauern und Tagelöhner gab als zuvor. Hinzu kamen Missernten mit großen Hungersnöten, die nun vermehrt zu einer Landflucht führten. Eine regelrechte "Völkerwanderung" vom Land in die Stadt erfolgte, so dass in der Mitte des 19.Jahrhunderts fast die Hälfte der Deutschen einen Wohnungswechsel hinter sich hatte.



Durch den Beginn des Maschinenzeitalters, der Industrialisierung, erhofften sich viele einen Arbeitsplatz in den neu entstehenden Fabriken. Doch für die meisten blieb dieser Wunsch ein Traum. So kam es u.a. dazu, dass 1820 und 1890 fast viereinhalb Millionen Menschen Deutschland verließen und auswanderten.

Die Landflucht war ein Zeichen für die Auflösung der traditionellen Verhältnisse. Die ganze Gesellschaftsordnung war in Bewegung geraten. Durch die Einführung der Gewerbefreiheit war es vielen Gesellen möglich, sich selbständig zu machen; doch bei der starken Konkurrenz blieben viele auf der Strecke. Auch, weil ihnen das nötige Kapital fehlte. Sie verarmten und wurden von Unterstützung abhängig. Aber einer ganzen Reihe von Kaufleuten, Handwerkern, Apothekern, Advokaten oder auch Ärzten und Gelehrten gelang es, eine geachtete Stellung in der neuen Gesellschaftsordnung einzunehmen.

Die Beschäftigten in den neu entstandenen Betrieben erhielten nur geringe Löhne, so dass Frauen und Kinder zum Familieneinkommen beitragen mussten. Durch diese Notwendigkeit wurden die Löhne noch mehr gedrückt, weil die Beschäftigung von Frauen und Kindern um ca.20% billiger war als die von Männern. Außerdem bestand auch im Gewerbe ein Überangebot an Arbeitskräften.

Dieser Mangel an Arbeitsplätzen und der große Bevölkerungszuwachs förderten die Ausdehnung der Massenarmut. Die Fortschritte in der medizinisch-wissenschaftlichen Forschung, die Verhütung von Krankheiten trugen zu der Bevölkerungsvermehrung bei und verschärften gleichzeitig die Massenverarmung.

Bedingt durch die Landflucht entstanden in den Städten regelrechte „Slums“, Armenkolonien, mit winzig kleinen Baracken. So berichtet Bettina von Arnim aus Berlin von so genannten Familienhäusern, die in viele kleine Stuben abgeteilt, fast 2500 Menschen als Unterkunft dienten. Jede Familie bewohnte ein Zimmer, privat und oft auch zusätzlich als Arbeitsstätte.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts kam Hilfe von außen. Besonders die Kirchen appellierten an die Hilfsbereitschaft der Mitmenschen und waren zur Fürsorge für Not leidende Arbeiter bereit. Einige

Namen stehen auch heute noch für diese Hilfe: Adolf Kolping (Kolpinghäuser), Hinrich Wichern (Rauhes Haus), Pastor Bodelschwingh (Bethel). Auch die Arbeiter selbst nahmen allmählich eine Verbesserung ihrer Lage in die Hand und gründeten Vereine, die Vorläufer der späteren Gewerkschaften. Des Weiteren dachten sie an eine politische Partei, um ihre Situation öffentlich zu machen. Sie fanden mit Ferdinand Lasalle in Leipzig den richtigen Ansprechpartner in dem „ADAV - Allgemeiner Deutscher Arbeiterverein“. Eine zweite Arbeiterpartei bot sich mit der „SDAP - Sozialdemokratische Arbeiterpartei“ an, gegründet von August Bebel und Karl Liebknecht in Eisenach.

100 Jahre Arbeiterbewegung und Gewerkschaft (1849 – 1949)

Holger Sajuntz

Eine Folge der Industrialisierung Deutschlands seit Mitte des 19. Jahrhunderts war die Verschärfung sozialer Konflikte. Immer mehr Männer, Frauen und Kinder arbeiteten in Fabriken als „abhängig Beschäftigte“, ohne den Lohn und die Arbeitsbedingungen beeinflussen zu können. Es gab keinen Kündigungsschutz, keine Krankenversicherung, keine Unfallversicherung und keine Alters- und Invalidenversicherung.

In den aufstrebenden Großstädten Deutschlands entstanden die ersten Berufsverbände, wie der Druckerverband, der Verband der Zigarren-, Textil- und Metallarbeiter, der Bergleute, Schneider, Bäcker, Schuhmacher und der Holz- und Bauarbeiter. Mit dieser Arbeiterbewegung entstanden auch die ersten politischen Parteien, wie z.B. die Sozialdemokratische Partei, die sich besonders für die Arbeiterklasse einsetzte, mit dem Ziel einer gerechteren Gesellschaftsordnung (1875 gegründet). Die herrschende Klasse und mächtige Interessengruppen aus Wirtschaft und Bürgertum fühlten sich bedroht, und so nutzte Reichskanzler Otto von Bismarck 1878 zwei Attentate auf Kaiser Wilhelm I, um im Reichstag das „Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“ (Sozialistengesetze) durchzusetzen. Das „Ausnahmegesetz“ = Sozialistengesetz war ursprünglich für zweieinhalb Jahre befristet, wurde dann aber bis 1890 immer wieder verlängert.

Bis Ende 1890 wurden 332 Vereine aufgelöst, die durch sozialdemokratische, sozialistische oder kommunistische Bestrebungen angeblich den Umsturz der bestehenden Ordnung bezweckten, darunter auch viele Gewerkschaften, die offen zur Sozialdemokratie standen. Auch die Gewerkschaftspresse wurde unterdrückt oder verboten, teilweise dann im Ausland gedruckt und illegal in Deutschland verteilt. Aufgrund des Sozialistengesetzes wurden insgesamt 797 Sozialdemokraten als „Agitatoren“ aus Orten verwiesen, in denen der „kleine Belagerungszustand“ verhängt wurde (Berlin, Leipzig, Hamburg, Frankfurt am Main). Verstöße gegen das Gesetz wurden auch mit Geldstrafen und Gefängnishaft geahndet.

Gleichzeitig erklärte Bismarck am 9. Oktober 1878 im Reichstag, dass auch unter dem Ausnahmegesetz jede Bestrebung „gefördert“ werden sollte, die „positiv auf Verbesserung der Lage der Arbeiter gerichtet ist, also auch Vereine, die sich zum Zweck gesetzt haben, die Lage der Arbeiter zu verbessern, den Arbeitern einen höheren Anteil an den Erträgnissen der Industrie zu gewähren und die Arbeitszeit nach Möglichkeit zu verkürzen“.

Nach der Devise von „Zuckerbrot und Peitsche“ versuchte Bismarck ab 1881, die deutsche Arbeiterschaft in ihrem Unmut zu beruhigen, indem er eine neue moderne Sozialgesetzgebung einführte. So wurde 1883 ein Krankenversicherungsgesetz, 1884 ein Unfallversicherungsgesetz und 1891 ein Gesetz zur Alters- und Invalidenversicherung mit Rentenanspruch ab 70 Jahren verabschiedet.

Doch trotz dieser Doppelstrategie gelang es Bismarck nicht, die Arbeiterbewegung zu zerschlagen. Besonders das die Besitzenden begünstigende Dreiklassenwahlrecht war für die Gewerkschaften und die sozialdemokratischen Kräfte nicht akzeptabel. Die Wähler wurden nach diesem Wahlrecht in drei „Abteilungen“ (Klassen) eingeteilt, die nach der Steuerleistung ermittelt wurden, und hatten so ein sehr unterschiedliches Stimmengewicht. So konnte z.B. in der Stadt Essen der Industrielle Alfried Krupp mit seiner Stimme allein ein Drittel der Stadtverordneten bestimmen.

Trotz aller Repressalien konnte die Arbeiterschaft neue Formen für ihre Interessenvertretung finden. Die Arbeiter gründeten freie Hilfskassen, Arbeitersportvereine, Naturfreundegruppen, Unterstützungs- und Fachvereine mit Ansatzpunkten für eine gewerkschaftliche Organisation mit stark wachsenden Mitgliederzahlen. Bei der überwiegenden Mehrheit der Vereine handelte es sich nur formal um unpolitische Interessenvertretungen, die meisten waren, wie die Berliner Politische Polizei 1884 in einer Denkschrift feststellte, „Sammelpunkte sozialdemokratischer Elemente“, die sich „nur dem Namen nach von sozialdemokratischen Agitationsvereinen“ unterschieden.

Das Sozialistengesetz bekämpfte die Sozialdemokraten als „Reichsfeinde“ und erschwerte nachhaltig die Integration von Arbeitern und Sozialdemokratie in Staat und Gesellschaft. Die faktische politische Ausbürgerung der sozialdemokratischen Opposition ging mit einer sozialen Ausbürgerung einher, der zu Folge Sozialdemokraten materiell entrechtet und am Arbeitsplatz verfolgt wurden. Die Verfolgung weckte die Solidarität großer Teile der Arbeiterschaft und führte seit 1881 zu-

nehmend zu Wahlerfolgen für die für formell als Einzelpersonen auftretenden Kandidaten der SAP (Sozialistische Arbeiterpartei, die 1890 in SPD = Sozialdemokratische Partei Deutschland umbenannt wurde).

Ein wesentliches Ziel des Sozialistengesetzes, die Reduzierung der Stimmen für die Sozialdemokraten, wurde so nicht erreicht, denn schon 1890 waren die Sozialdemokraten die wählerstärkste Partei.

Trotz der schwierigen Rahmenbedingungen und Repressalien durch das Sozialistengesetz und die Politische Polizei stiegen Umfang, Intensität und Zahl der Streikkämpfe zur Durchsetzung besserer Arbeitsbedingungen und gerechterer Entlohnung in einem bis dahin nicht bekannten Maß.

Nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg und dem Ende des Kaiserreiches etablierte sich die erste demokratische Republik in Deutschland und führte dadurch auch zu einem sozialen Wandel. Bereits 1918 hatte einer der führenden Industriellen, Hugo Stinnes, und viele seiner Kollegen zu einer Kooperation mit den gemäßigten Gewerkschaften angeregt, um einer drohenden Sozialisierung nach russischem Vorbild vorzubeugen. Im so genannten „Novemberabkommen“ von 1918 erhielten die Gewerkschaften die Anerkennung als Vertretung der Arbeiter. Tarifverträge wurden für verbindlich erklärt, die Einführung von Arbeiterausschüssen in allen Betrieben mit mehr als 50 Beschäftigten und die Einführung paritätisch verwalteter „Arbeitsnachweise“, den Vorläufern der heutigen Arbeitsämter, vereinbart. Auch die Einführung des 8-Stundentages bei vollem Lohnausgleich wurde beschlossen. Im Februar 1920 wurde das Betriebsrätegesetz verabschiedet. Die Mitbestimmungsmöglichkeiten in der betrieblichen Sozialpolitik und bei Entlassungen wurden erweitert. Die seit 1918 im Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund zusammengeschlossenen freien Gewerkschaften konnten ihre Mitgliederzahlen bis 1929 auf 5 Millionen steigern.

Als im Oktober 1929 der New Yorker Börsenkrach zu einem massiven Abzug ausländischen Kapitals führte, wurde die Wirtschaft hart getroffen. Absatz und Produktion schrumpften dramatisch. In Folge der Wirtschaftskrise wurden immer mehr Berufstätige arbeitslos, 1930 schon zweieinhalb Millionen, 1932 über sechs Millionen. Die Weimarer Republik war politisch nicht mehr in der Lage, die wirtschaftlichen und sozialen Probleme zu lösen. Präsidialkabinette und Notverordnungen waren die hilflosen Antworten auf die allgemeine Krise und führten zum Erstarken des Nationalsozialismus. Die Gewerkschaften wurden ebenso von der Krise getroffen, weltanschaulich gespalten, und durch großen Mitgliederschwund waren sie nicht in der Lage, dem politischen Niedergang etwas entgegenzusetzen. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten wurden die freien Gewerkschaften am 2. Mai 1933 aufgelöst. Viele Gewerkschafter wurden in sog. Schutzhaft genommen, in Konzentrationslager verschleppt oder ermordet bzw. in die Emigration getrieben.

1949 wird in München der Deutsche Gewerkschaftsbund neu gegründet.

Quellennachweis:

Unterrichtsmaterialien 5, Geschichte der Arbeiterbewegung, Herausgeber: Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft

Internet-Artikel: Geschichte der Gewerkschaften, Herausgeber DGB-Bundesvorstand Autor Ralf Engeln

Arbeit: Ein Beispiel

aus „Werkbank, Waschtag, Schrebergarten“

Länge des Arbeitstages

Der Arbeitstag war lang im Kaiserreich: allein die reine Arbeitszeit in den Fabriken betrug in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts 10 bis 12 Stunden; sie wurde bis zum Vorabend des 1. Weltkrieges auf 9 bis 10 Stunden reduziert. Beim Handwerk und bei vielen Kleinbetrieben, speziell in den Ziegeleien, waren aber auch wesentlich längere Arbeitszeiten üblich. Der Samstag war selbstredend reiner Arbeitstag.

Dazu kamen die bis zur Jahrhundertwende sehr langen Arbeitspausen (1-1½ Stunden mittags, dazu je eine halbe Stunde vor- und nachmittags) und die oft beträchtlichen Fußwege vom und zum Arbeitsplatz, so dass der Broterwerb fast den gesamten bewusst erlebten Tag der in den Fabriken arbeitenden Männer und Frauen einnahm. Um die Jahrhundertwende setzte sich auch in Braunschweig die so genannte „englische Arbeitszeit“ mit wesentlich kürzeren Arbeitspausen durch.

Die gesetzliche Festschreibung des 8-Stunden-Tages (d.h. der 48-Stunden-Woche) in der Novemberrevolution von 1918 wurde in den folgenden Jahren durch verschiedene Gesetze und Sonderregelungen praktisch wieder außer Kraft gesetzt; Mitte der 20er Jahre kann von einer durchschnittlichen wöchentlichen Arbeitszeit von ca. 50 Stunden ausgegangen werden, bei großen Abweichungen noch oben und unten.

Massenarbeitslosigkeit

Als Ende der 20er Jahre mit der Wirtschaftskrise die Zeit der Massenarbeitslosigkeit beginnt, ist Arbeitslosigkeit im Leben der Werktätigen nichts Neues. Saisonarbeit, witterungsabhängige Beschäftigung, konjunkturelle Schwankungen und Krisen hatten immer wieder zu Entlassungen geführt. 1907 beispielsweise war von 1000 befragten Braunschweiger Arbeiter/innen fast die Hälfte im Verlauf des Jahres arbeitslos gewesen. Auch 1923/24 (Inflationsfolgen) hatten die Arbeitslosenzahlen in der Stadt beträchtlich zugenommen.

Dennoch sind die letzten Jahre der Weimarer Republik von einer Arbeitslosigkeit geprägt, die ihren Charakter grundlegend geändert hat: Nach einigen Jahren normaler Wirtschaftsentwicklung steigen die Arbeitslosenzahlen rapide und nehmen bisher nicht gekannte Ausmaße an. Zunächst sind vor allem die kleineren Betriebe und das Handwerk betroffen, doch schnell sind auch die Belegschaften renommierter Firmen bedroht. Im September 1930 sind bereits 10.250 Menschen in der Stadt ar-beitslos, bis März 1933 hat sich die Zahl verdoppelt und erreicht eine Arbeitslosenquote von 27%. Damit ist jeder vierte ohne Arbeit. Im Baubereich sind im Winter 1932/33 77% der Gewerkschafts-mitglieder arbeitslos.

Die Steigerung der Arbeitslosenzahlen geht mit einem gleichzeitigen Abbau der Arbeitslosenversicherungsleistungen einher. Immer mehr Arbeitslose werden durch Neuregelungen aus den Leistungen der Arbeitslosenversicherung ausgegrenzt und in die vollkommen unzureichende Wohlfahrtsunterstützung gedrängt. Von 20.000 Arbeitslosen in der Stadt Braunschweig erhält im Dezember 1932 nur noch ein Zehntel Arbeitslosengeld. Entlassungen, Kurzarbeit, aber auch kurzfristige Neueinstellungen werden für die noch Arbeitenden zum Disziplinierungsmittel. Aus Angst, den Arbeitsplatz zu verlieren, erscheint ein schlechter Arbeitsplatz als geringeres Übel.

1931 wird der Freiwillige Arbeitsdienst durch eine Neuverordnung eingerichtet.

Die Kirche - ihre Verantwortung für sozial Schwache

Gisela Hackbarth

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts war Schleswig-Holstein noch überwiegend Agrarland, und sein gesellschaftliches Leben beruhte weithin auf den gewachsenen Strukturen einer seit Generationen überlieferten Ordnung. Festgefügtes bäuerliches und bürgerliches Standesdenken und das patriarchalische System des ganzen Hauses, dem neben der Kernfamilie auch das Gesinde angehörte und in dem gemeinsam gewohnt und gewirtschaftet wurde, bestimmte den Gang des sozialen Daseins.

Doch Veränderungen kündigten sich an. Die Entwicklung von Technik und Industrie sollten von bleibendem Einfluss werden. In kleinen Städten und auf dem Lande gab es bald Dampfmaschinen, und die ersten Gewerbeansiedlungen entstanden. Das Zusammenleben der Menschen veränderte sich entscheidend. Die Löhne der Landarbeiter und Tagelöhner reichten kaum aus, das Existenzminimum zu sichern, geschweige denn, Geld für die winterliche Arbeitslosigkeit oder Krankheit zurückzulegen.

Bei den Arbeitern sah der Verdienst geringfügig besser aus, aber auch sie hatten kaum genug zum Leben. Neben dem niedrigen Lohn beeinträchtigten oft viele Kinder, das Alter oder auch einfach die Unfähigkeit, mit den gegebenen Mitteln auszukommen, die Situation. Wenn die Frau oder sogar die Kinder mitarbeiteten und ein eigener Garten bewirtschaftet werden konnte, ließ sich die Einkommenssituation verbessern; allerdings im Krankheitsfall oder bei Arbeitslosigkeit gab es kaum Krankenunterstützung.

Die langen Arbeitszeiten, die Mitarbeit der Mütter und damit auch deren Überlastung, ließen ein geordnetes Familienleben häufig nicht zu. Für gefährdete und verwahrloste Kinder entwickelte Schleswig-Holstein schon 1878 ein Gesetz, das für Unterbringung in geeigneten Familien oder Erziehungsanstalten sorgte. Im Umkreis Hamburgs waren dies das Baur`sche Rettungshaus in Altona, das Rauhe Haus in Hamburg und die „Krippe“ der Diakonissenanstalt in Altona.

Die 1866 von der späteren Kaiserin Augusta ins Leben gerufenen „Vaterländischen Frauenvereine“ engagierten sich in vielen sozialen Bereichen; auch in Reinbek entstand eine Gruppe.

Reinbek war ein Ort mit sehr unterschiedlicher Bevölkerung. Im Kern des Ortes hatten sich seit dem 18. Jahrhundert besonders Handwerker angesiedelt. Nach dem Bau der Eisenbahnlinie von Hamburg nach Berlin 1845, gab es viele Zuzüge von Hamburger Kaufleuten. Im Ortskern lebten überwiegend Handwerker, Einzelhändler, Fuhrunternehmer und einfache Beamte. An der Bille, auf dem Ziegelkamp und in der Kückallee entstanden Wohnviertel mit großen, eleganten Villen. Im Norden Reinbeks jedoch gab es Grund und Boden zu erschwinglichen Preisen. Hier - in Prahlsdorf - bauten sich kleine Handwerker, Arbeiter und Tagelöhner eine Existenz auf. Die Handwerker fanden zum Teil Arbeit beim Bau der Landhäuser; Arbeiter fanden Arbeit in der Kartenfabrik in der Schützenstraße, in Bergedorf oder in Hamburg. Die Arbeiter mussten zum Teil mehrstündige Fußmärsche zurücklegen. Hier lebten viele Menschen in einfachen, zum Teil recht ärmlichen Verhältnissen. Ein kleiner Garten, Federvieh und ein Schwein verbesserten die Lage für die, die eigenen Grund und Boden erwerben konnten. Im Krankheitsfall oder bei Arbeitslosigkeit war eine Unterstützung gering oder gar nicht vorhanden und Armut herrschte. Die Arbeit im Haus, im Stall und im Garten war umfangreich und schwer, Kinder mussten schon früh mithelfen. Musste die Mutter auch arbeiten gehen, waren die Kinder meistens sich selbst überlassen.

Den besser gestellten Reinbeker Bürgerinnen und Bürgern blieb diese Not nicht verborgen. Sie wollten Verwahrlosungen, Hunger und Armut entgegentreten. Auch Pastor Andreas Fries, seit 1895 Pastor in Reinbek, fühlte sich für sozial Benachteiligte verantwortlich. Mit großem Engagement setzte er sich zusammen mit einigen Bürgern für die Schaffung einer Schwesternstation ein. Auf Anregung von Ed. L. Lorenz-Meyer kam im November 1898 die erste Gemeindeschwester, eine Diakonisse aus dem Diakonissenhaus Ludwigslust i. M. hierher. Später kamen die Diakonieschwestern aus Altona und seit Oktober 1922 aus dem Mutterhaus „Bethanien“ in Kropp bei Schleswig.

Fräulein Margret Ertel stellte ihr Haus in der Bismarckstraße Nr.11 mietfrei zur Verfügung. Dieses Schwesternheim war viele Jahre Mittelpunkt der „Evangelischen Gemeindepflege“ in Reinbek.

Aufgabe dieser Station war zunächst die Hauspflege der Kranken in Reinbek, Schönningstedt, Ohe und Glinde.

In der Festschrift zum 25jährigen Jubiläum der ev.luth. Kirche in Reinbek heißt es, unter den Schwestern, die hier gewirkt haben, *verdient besonders die inzwischen heimgegangene Schwester Alwine Gehrandt genannt zu werden. Nach ihrer schlichten Art, immer freundlich und fröhlich, hat sie mit großer Treue und Hingebung 10 Jahre lang unserer Gemeinde gedient. Sie besuchte und betreute die Kranken und Siechen, sie half den Armen und Bedrückten, sie hatte immer ein stärkendes, aufrichtendes Wort bereit, eine rechte Diakonisse!*

Im Jahr 1904 wurde der Schwesternstation eine „Warteschule“ angegliedert. Sie befand sich zunächst in Fräulein Bahnsens Haus in der Lindenstraße, die es für eine geringe Miete zur Verfügung stellte, später aber siedelte die Warteschule auch ins Schwesternheim in der Bismarckstraße über. In der Warteschule fanden Kinder Aufnahme, die noch nicht schulpflichtig waren und deren Eltern bzw. Mütter den Tag über einer Arbeit nachgehen mussten und die Versorgung und Beaufsichtigung während ihrer Arbeitsstunden nicht selbst übernehmen konnten.

Nach dem ersten Weltkrieg gab es durch Arbeitslosigkeit und Inflation besonders viel Armut, Elend und Vereinsamung. Die Arbeit der Gemeindeschwestern wurde immer umfangreicher. Im Jahr 1925 waren 4 Gemeindeschwestern im Einsatz: eine als Hausmutter, eine als Warteschulschwester und 2 Schwestern für die Gemeinde- und Krankenpflege. Neben Krankenbesuchen leisteten die Schwestern Tagespflege, Nachtwachen und betreuten Säuglinge. In Warteschule und Kinderhort wurden im Durchschnitt täglich 50 Kinder betreut und mit Essen versorgt. Auch gab es eine Altrentner-Speisung, bei der täglich Essensportionen an Erwachsene verteilt wurden. So konnte auch die Not erwerbsunfähiger Alter gelindert werden, die durch die Inflation ihr Gespartes verloren hatten. Aus kleinen, bescheidenen Anfängen hatte sich seit 1898 ein umfangreiches und vielfältiges Hilfsangebot entwickelt, das von vielen hilfsbereiten Menschen mitgetragen wurde. Im Jahre 1924 wurde die „Evangelische Frauenhilfe“ in Reinbek gegründet. Sie wurde von Frau E. Gleisner zusammen mit Frau Gertrud Schwarz geleitet.

Frau E. Gleisner aus Wentorf

Der Dienst an Kranken und Hilfsbedürftigen wurde von den Schwestern unentgeltlich in allen Häusern Reinbeks, in die sie gerufen wurden, ohne Unterschied der Konfession geleistet. Die letzte in Reinbek tätige Diakonisse war Gemeindeschwester Frieda. Sie kehrte im Jahr 1971 in ihr Mutterhaus Kropp bei Schleswig zurück. Vielen älteren Reinbekern ist Schwester Frieda in ihrer Tracht und unterwegs auf dem Fahrrad noch gut erinnerlich. Die umfangreiche Arbeit des Schwesternheims stand unter der besonderen Pflege und Obhut von Frau Odefey, geb. Ertel. Ihr zur Seite stand Frau Pastor Fries.

Pastor Andreas Fries, von 1895 bis 1936 in Reinbek tätig, förderte und unterstützte diese Arbeit in all den Jahren sehr. Finanziell ermöglicht wurde das alles durch Spenden der Bürger, durch die Arbeit der Ev.-luth. Kirchengemeinde und die Gemeinde Reinbek.

Im Schwesternheim fand auch eine Volksbibliothek mit rund 1000 Büchern ihren Platz, außerdem wurde eine Verkaufsstelle für Bibeln, Testamente, Gesangbücher, christlicher und anderer Schriften, Postkarten usw. eingerichtet. Als Frau Gleisner 1929 wegzog, übernahm Frau Gertrud Schwarz unterstützt von Frau Begemann die Leitung.

Eines ihrer Ziele war, anderen tatkräftig zu helfen. Davon berichtet Herbert Rathmann in seinem Buch „Jugendjahre in Reinbek“. Er schreibt, dass Mitglieder dieser Frauengruppe Essen für allein stehende, ältere Leute und auch für erkrankte Mütter, die mehrere Kinder zu versorgen oder gerade ein Kind geboren hatten, zubereiteten. Die Kinder dieser ehrenamtlich tätigen Mitglieder trugen dann das Essen in die oft ärmlichen Katen Reinbeks. Auch Kleidung, Spielzeug und Süßigkeiten wurden gesammelt und an Notleidende verschenkt. Ein weiteres Ziel lag ihnen ebenso am Herzen: Frauen, besonders Mütter, sollten Gelegenheit bekommen, sich auszutauschen, regelmäßig Gottes Wort zu hören und einmal in Ruhe über sich selbst nachdenken.

Die regelmäßigen Zusammenkünfte der Frauen fanden jeden 2. und 4. Dienstag im Monat abends im Schwesternheim in der Bismarckstraße, dem Haus, das von Herrn Dr. Odefey zur Verfügung

gestellt wurde, statt. Ein Jahresfest mit Tombola und die Adventsfeier fanden ab 1931 in der Bahnsenallee 2 bei Frau Schwarz statt. Die großen, herrlichen Räume waren dann festlich geschmückt. Die Frauenhilfsschwestern genossen diese Feste sehr, sie erfreuten sich im Sommer wie im Winter an dem bezaubernden Blick auf den Mühlenteich.

Außerdem trafen sich verschiedene Mitglieder in der Kellerküche in der Bahnsenallee 2. Es war der so genannte Montagskreis. Hier wurde zu Weihnachten für die Seemannsmission gestrickt, Strümpfe, Schals, Kopfschützer, Pulswärmer, Handschuhe und anderes hergestellt. Nach Weihnachten wurden dann Decken und Kissen gehäkelt oder bestickt und andere nette Sachen für die Tombola im Sommer angefertigt.

Beim Handarbeiten wurde tüchtig gesungen oder wurden Geschichten vorgelesen. Fräulein Koops, die Hausdame von Frau Schwarz, versorgte die Frauenhilfsschwestern mit Saft, Keksen und anderen kleinen Leckereien. Es ging in diesem Kreis immer recht lustig zu und der lange Heimweg störte niemanden. Es gab auch eine Gruppe für Mädchen im Alter von 10-14 Jahren. Sie spielten, sangen und lernten Gedichte. Der Armen nahmen sich die Frauenhilfsschwestern besonders an. Der Schwerpunkt ihrer Arbeit lag in Prahlsdorf zwischen Kampstraße und Schützenstraße.

Frau Vogelsand hatte 1928 die Nähstube ins Leben gerufen. Man traf sich jeden Freitagabend im Schwesternheim in der Bismarckstraße. Dort wurden Kleider, Hosen, Mäntel, Wäsche und was immer gebraucht wurde zugeschnitten, eingerichtet und den Frauen und Müttern Hilfestellung beim Nähen gegeben. Als Frau Vogelsand 1932 erkrankte, kam Frau Begemann dazu, um auszuhelfen. Später machten beide gemeinsam diese Arbeit weiter. Aus Erzählungen jener Zeit geht hervor, wie vergnügt alle mitmachten, wie sehr sie ihre Gemeinschaft schätzten, in der sie auch einmal ihr Herz ausschütten, ihre Sorgen mit anderen teilen und sich Rat holen konnten oder auch Hilfe erhielten.

Das Material für die Handarbeiten wurde aus der Kasse der Frauenhilfsschwestern bezahlt oder von netten Damen gespendet.

Seit Juli 1932 gab es in Reinbek die NS-Frauenschaft und im gleichen Jahr wurde der BDM (Bund Deutscher Mädel) gegründet. Die NS-Frauenschaft bot Schulungsabende und Kurse zur Haushalts- und Gesundheitsfürsorge an.

Die Frauen der Ev. Frauenhilfe pflegten ihre Gemeinschaft weiterhin, die regelmäßigen Treffen konnten stattfinden und sie blieben auch sozial engagiert. Auf diesem Gebiet arbeitete man mit der NS-Frauenschaft zusammen; sie behielten ihren Bezirk Prahlsdorf, die Stoffe und sonstiges Material bekamen sie zugeteilt. Sie führten auch Haussammlungen durch. Während des Zweiten Weltkrieges hielt man weiter zusammen.

Gegen Ende des Krieges und in der Nachkriegszeit stieg die Reinbeker Bevölkerung durch Ausgebombte aus Hamburg und Flüchtlinge aus dem Osten sprunghaft an. Dadurch wurde auch die Frauenhilfe vor große Aufgaben gestellt. Erneut galt es Hunger und Armut zu lindern. Auch halfen sie, Verletzte zu versorgen, Essen zu kochen, Kinder zu betreuen und Hinterbliebene zu trösten.

Obwohl in der Nachkriegszeit alles knapp war, gaben Mitglieder der Frauenhilfe von ihrem Essen an Hungernde und Vereinsamte ab, und wieder waren es deren Kinder, die das Essen zu den Notleidenden trugen.

Frau Gertud Schwarz

Die Zahl der Mitglieder der Evangelischen Frauenhilfe wuchs so sehr, dass es schwierig wurde, einen Raum für die gemeinsamen Treffen zu finden. Die Villa Schwarz in der Bahnsenallee hatten die Engländer beschlagnahmt; im Privathaus Dr. Odefeys, im Konfirmandenzimmer im Pastorat oder im Schwesternheim in der Bismarckstraße hatten die Frauen kaum Platz.

Als im Jahr 1956 das Haus von Herrn Dr. Odefey in der Bismarckstraße verkauft wurde, zog die Nähstube in die Villa Schwarz in der Bahnsenallee 2. Aber dort konnte sie auch nicht lange bleiben, und so sie fand endlich eine neue Bleibe in der Bahnhofsstraße 8, über der Kreissparkasse. Dort wirkte sie 9 Jahre lang. Die Nähstube wurde in all den Jahren sehr in Anspruch genommen. Aus Alt wurde Neu. Jedes Stück Stoff wurde genutzt, gespendete Kleidung aufgetrennt, gewendet

und neu verarbeitet. Manches Stückchen Stoff, das schon im Plünnenbeutel gelandet war, konnte noch als Kragen, Passe oder Paspel verwendet werden. Eine Flüchtlingsfrau soll einmal eine Vogelscheu-che auf einem Feld entdeckt und entkleidet haben. Die gewaschene und gebügelte Kleidung wurde zu einem neuen Kleid verarbeitet. Die Frauen waren stets sehr stolz, wenn sie wieder ein schönes Kleidungsstück fertig gestellt hatten. Und alle waren so bescheiden und so dankbar.

Eine Frauenhilfsschwester berichtet in ihren Erinnerungen: *Zur Konfirmation wurden verschiedene Mädchen eingekleidet. Sie durften sich ihre Modelle aus einer Modenzeitschrift aussuchen. Mit den Jungen, meistens 5-8, fuhren wir nach Hamburg zu der Firma Dykhoff, die preiswerte Anzüge für sie aussuchte. Mit den Jungen gingen wir dann in die Bäckerei Örtel am Stephansplatz nach oben, wo eine Kaffeestube eingerichtet war. Dort konnten sich die Jungen an Kakao und Kuchen laben. Für die Begleiterinnen gab es dann Kaffee und Kuchen.*

Von verschiedenen Gönnerinnen wurde alles gestiftet, und Frau Schwarz war immer besonders großzügig.

Die Herren Dykhoff waren immer sehr entgegenkommend. Sie gaben uns Stoffreste, die wir gut für Kinderkleider, -mäntel, -hosen, -röckchen und Damenwesten gebrauchen konnten. Wenn wir von der Firma Dykhoff ein Paket mit Stoffresten erhielten, war die Freude groß und es ging dann schnell an die Arbeit. Es waren gute Stoffe, die sie uns schickten.

Die Frauenhilfe arbeitet in 4 Kreisen in Reinbek, Wentorf, Hinschendorf und Ohe. Unter dem erfahrenen Rat älterer Mitglieder und der Tatkraft jüngerer Frauen sind gerade diese Kreise wertvolle Mithelfer der Pastoren in ihren seelsorgerischen und sonstigen Aufgaben. Bibelarbeit und Vorträge verschiedenster Art sind der Inhalt der Männer- und Frauen-Abende, die ihre Mitglieder schulen und festigen.

Das Kirchliche Hilfswerk verbindet Laien und Pastoren zu einer Arbeitsgemeinschaft der Nächstenliebe an den Notleidenden und Kranken und Alten unserer Gemeinde. Die Wichern-Gemeinschaft, die in losem Zusammenhang mit der Kirchengemeinde steht, hat sich zur Aufgabe gesetzt, den Alten durch den Bau eines Altersheimes besonders zu helfen. (Pastor Helmut Zinner).

Als 1954 der neue Gemeindesaal in der Kirchenallee eingeweiht wurde, hatten auch die Schwestern der Frauenhilfe endlich wieder einen geeigneten Raum für ihre Treffen.

Im Sommer 1954 erfuhr die Gemeinde von den Schwierigkeiten und Nöten der Menschen in Gartz in Pommern. Gartz wurde Patengemeinde und viele Päckchen und Pakete, dazu herzliche Briefe gingen hin und her.

Als 1964 Frau Luise Gierhake Nachfolgerin von Frau Gertrud Schwarz wurde, hatte sie schon viele Jahre aktiv mitgearbeitet. Sie war mit den vielfältigen Aufgaben vertraut und führte die Gruppe tatkräftig und mit viel Einsatz weiter. Sie verbrachten viele fröhliche und auch besinnliche Stunden miteinander. Es gab kleine Theateraufführungen, Lichtbildervorträge und Ausflüge. Zur Tradition wurde ein Ausflug im Herbst nach Ohe. Nach einer Wanderung durch den Herbstwald traf man sich mit den Schwestern aus Ohe und Schönningstedt in Prahl's Gasthof, um bei Kaffee und Kuchen fröhlich zu plaudern. In der Kapelle beschlossen sie den Tag mit einer Abendandacht und fuhren dann mit dem Bus zurück nach Reinbek.

In diesen Jahren entstanden die Geburtstagskaffeenachmittage. Ältere Gemeindemitglieder wurden eingeladen. Es gab bei Kaffee und Kuchen ein abwechslungsreiches Programm, es wurde gesungen und zum Schluss hielt damals Pastor Dr. Frankowski eine Andacht.

Auch ein kleiner Chor entstand in dieser Zeit, der zunächst von Frau Idel Hansen später von Frl. Helga Liedke geleitet wurde. Bei besonderen Gelegenheiten, auf Familienfesten und auf Geburtstagen erfreute er die Gäste.

Immer gab es auch Not zu lindern, Es wurde Geld gesammelt, damit Mütter zur Erholung verschickt werden konnten. Es wurden Pakete für Bedürftige in Reinbek, aber auch in der DDR, in Polen und Ungarn gepackt.

Frau Irmgard Bolsen übernahm 1976 die Leitung von Frau Gierhake. Die Mitglieder der Frauenhilfe übernahmen es jetzt, die Kirche zum Erntedankfest und die Tische im Gemeindesaal zum Osterfrühstück zu schmücken. Sie fertigten weiterhin verschiedene Handarbeiten, backten Kekse und

kochten Marmelade, um durch deren Verkauf beim Basar die unterschiedlichsten Projekte der evangelischen Gemeinde unterstützen zu können.

Anfang des Jahres 2001 übernahm Frau Marion Lukas die Verantwortung für die Frauenhilfe. Sie erkannte, wie sehr sich die Aufgaben gewandelt hatten. Es gab so viele ältere, meist allein stehende und einsame Frauen. Zu den Geburtstagen besuchte sie die Frauen, überbrachte Grüße der Gemeinde und lernte so viele Gemeindemitglieder kennen. Auf diese Weise gelang es ihr auch, so manche Frau für die Gruppe der Frauenhilfe zu gewinnen. Sie engagierte sich auch im Besuchskreis, der die Bewohner im Haus Altenfriede regelmäßig besuchte und selbst Besuche im Krankenhaus machte sie zu ihrer Aufgabe. Vielfältig waren ihre Ideen, um auf dem Basar den Stand der Frauenhilfe mit attraktiven Angeboten zu bereichern. Schließlich organisierte sie auch eine Gruppe von Frauen, die alle 2 Monate im Haus Altenfriede Volkslieder singen und kleine Geschichten vortragen. Von Anbeginn an engagierte sie sich im Vorbereitungsteam für den alljährlichen Weltgebetstag der Frauen.

Außerdem gestaltete sie das Programm für einen lebendigen und interessanten Nachmittag für die Schwestern der Frauenhilfe. Ausflüge, Vorträge und gemeinsame Aktivitäten vertieften die Kontakte zueinander. Geleitet wird die Ev. Frauenhilfe nach dem frühen Tod von Frau Lukas seit Herbst 2006 von Frau Gisela Hackbarth. Unterstützt von vielen aktiven Mitschwestern führt sie alle bewährten Projekte weiter.

Wie zu Anfang des 20. Jahrhunderts Pastor Fries, so unterstützten auch die später in der Gemeinde tätigen Pastoren die Arbeit der Frauengruppe mit viel Interesse und Tatkraft. Die „Evangelische Frauenhilfe“ ist heute eine gegenseitige Hilfe geworden. Der darüber hinaus das Wort Gottes wichtig ist

Quellen: Schrift: Zum 50jährigen Bestehen der evang.-luth. Kirche in Reinbek, 21. Juli 1951

Geschichte Schleswig-Holsteins: Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins in der Kaiserzeit 1867 – 1914, Juli 1991, Karl Wachholtz Verlag, Neumünster

Festschrift zum 25jährigen Jubiläum der evang.-luther. Kirche in Reinbek, 21. Juli 1926 - Festschrift zur 725 – Jahrfeier von Reinbek, 1963

Herbert Rathmann: Jugendjahre in Reinbek, Reinbek 1973 - Auszüge aus den Erinnerungen einer Frauenhilfsschwester, 1981

Einige Aspekte aus dem Leben der Arbeiterfrauen um 1920/30

Die Auswirkung der Inflation auf die Haushaltsführung der Arbeiterfrauen beschreibt ein Artikel des ‚Hamburger Echo' vom September 1922:

„Schon vor dem Krieg ist es so gewesen, das die verheiratete Frau ihr halbes Leben verzetteln musste mit den tausend kleinen Sorgen des Alltags um Essen, Reinigung und Wiederherrichtung. So starb viel Lebensmut und Lebensfreude im Kochtopf, im Zwang der Pfennigsorgen. Was sich aber heute auf diesem Gebiete abspielt, ist mit jener Zeit schlechterdings nicht vergleichbar. Heute verrichtet jede Frau, die sich um einen Haushalt zu kümmern hat, eine hoffnungslose Arbeit."

Am Freitag oder Sonnabend kommt ein Bündel Scheine mit großen Zahlen in die Hand der Hausfrau; noch am gleichen Abend beginnt stets erneut die Katastrophe. Jeder noch so kunstvoll und noch so raffiniert ausgeklügelte Wirtschaftsplan wird durch die fortgesetzt anschwellenden Preise aller Bedürfnisse über den Haufen geworfen. Wie eine jeden Tag neu Ertrinkende wehrt sich die Mutter und Ehefrau dagegen, die Ernährung und alle sonstigen Bedürfnisse der Ihrigen immer weiter einschränken zu müssen.

Während des Jahres 1923 verschlechterte sich der Lebensstandard breiter Kreise der Hamburger Arbeiterschaft weiter. Ende November, kurz nach der Währungsstabilisierung durch die Einführung der Rentenmark, berichtete das Hamburger Gesundheitsamt an den Senat:

Während es im Vorjahr der Arbeiterbevölkerung im allgemeinen noch möglich war, soweit es sich um Familien mit geringer Kinderzahl handelte, die notwendigen Lebensmittel sich zu beschaffen, ist dies immer schwieriger und jetzt in sehr vielen Fällen ganz unmöglich geworden... (Fett, Milch, Eier, Fleisch und auch Gemüse waren aus der Ernährung der weitaus meisten Familien verschwunden. K.H.) Neben dem Mangel der Ernährung und dem Fehlen der wichtigsten Nahrungsmittel in sehr vielen Familien, wirkt besonders schädlich der Mangel an Kleidung, Bett- und Leibwäsche, Feuerung und Seife. Ein Wechsel der Leibwäsche ist oft unmöglich. In der jetzt begonnenen kalten Jahreszeit werden in den schlecht oder gar nicht geheizten Wohnungen sehr viele Erkältungskrankheiten vorkommen, die den Boden für tuberkulöse Erkrankungen vorbereiten und ruhende neu aufflackern lassen werden. Die Übertragung ist außerordentlich schwer zu verhüten, da Gesunde und Kranke, infolge der großen Wohnungsnot, in engen Zimmern zusammenwohnen müssen."

Um in den Kriegs- und Nachkriegsjahren die Folgen der wirtschaftlichen Not für ihre Familie möglichst gering zu halten, hieß für die Arbeiterfrauen, noch sparsamer zu wirtschaften, die Arbeiten im Haushalt zu intensivieren und nicht selten zugunsten von Mann und Kindern auf einen Teil des eigenen Essens zu verzichten. Der Preis, den sie dafür bezahlten, war chronische Erschöpfung, nicht selten auch physische oder psychische Erkrankung.

Partnerwahl und Heiratsverhalten

Die Partnerwahl von Frauen stand unter doppeltem Druck: Zum einen war es für sie wichtiger als für den Mann, sich zu verheiraten, zum anderen war es für sie schwieriger. Die gesellschaftlichen Normen gestatteten es der Frau nicht, auf den Mann ihrer Wahl direkt zuzugehen. Ihr blieb nur die Möglichkeit, seine Aufmerksamkeit zu erregen und zu warten, bis er auf sie zukam. Auch einen Heiratsantrag konnte nur der Mann machen.

Die meisten Arbeitermädchen hatten zwischen dem 16. und 18. Lebensjahr den ersten „Schatz". Mit diesem, meist älteren Freund wurde ein großer Teil der freien Zeit gemeinsam verbracht. Das junge Paar ging zum Tanzen, besuchte das Kino, trieb Sport oder unternahm mit Freunden Ausflüge und Wanderungen. Waren beide in der Arbeiterjugend, so machten sie gemeinsam deren Aktivitäten mit. Im allgemeinen bezahlte der Liebste als „Kavalier" die Ausgaben für die gemeinsame Freizeit. Doch bei jungen Paaren aus der Arbeiterjugendbewegung wurde es mehr und mehr zur Regel, dass beide sich die Kosten teilten. Auf diese Weise sollte in der Beziehung weder Abhängigkeit noch Verpflichtung entstehen. Das junge Arbeitermädchen erhoffte sich von der gemeinsamen Freizeit einen Ausgleich für den ermüdenden, eintönigen Arbeitsalltag. Durch einen „Schatz" nahm zudem ihr Ansehen bei Kolleginnen und Freundinnen zu, damit stieg auch ihr Selbstwertgefühl. Über den Freund konnte sie sich einen Teil der Anerkennung holen, die ihr in Familie und Erwerbsleben versagt wurde.

Trotz der Kritik am herrschenden Ehe- und Familienrecht galt die Ehe in weiten Kreisen der bürgerlichen wie sozialdemokratischen Frauenbewegung als Grundlage des Familienlebens. Die Institutionen ‚Ehe' und ‚Familie' wurden nur von einzelnen grundsätzlich in Frage gestellt. Auch in der Arbeiterschaft galt die Ehe als selbstverständliche Voraussetzung für eine Familiengründung. Dieses bedeutete jedoch nicht, das die Heirat allgemein ersehnt wurde. Vor allem die jungen Frauen sahen die Zwänge und Belastungen der Ehe und versuchten, Heirat und Familiengründung möglichst lange hinauszuzögern. Ihre Einstellung zur Ehe war durch die Auswirkungen der Heirat auf die gesellschaftliche Stellung der Frau geprägt: Sie fürchteten die Ehe, weil sie unter ungünstigen Verhältnissen für sie mit extremer Arbeitsbelastung und dem Verlust individueller Freiheiten verbunden war. Sie erstrebten die Ehe, weil ihr gesellschaftliches Ansehen, ihr sozialer Handlungsfreiraum als verheiratete Frau stieg. Die lebenslange Ehelosigkeit wurde ihnen vor allem von den weiblichen Verwandten als drohendes Schreckgespenst an die Wand gemalt.

Bearbeitung: Friedrich Wragge und Gerhild Arndt

Zitiert aus dem Buch: Karen Hagemann: Frauenalltag und Männerpolitik, Alltagsleben und gesellschaftliches Handeln von Arbeiterfrauen in der Weimarer Republik, 1990, Verlag J. H. W. Diez Nachf.

Die Rolle der Frau in der Arbeiterfamilie nach dem ersten Weltkrieg

Helga Niemeier

Die Armut, die nach dem ersten Weltkrieg und der Inflation entstanden war, brachte viele Menschen in große Not, und sie waren auf öffentliche Fürsorge angewiesen. Die Gesellschaft spaltete sich immer mehr in Arm und Reich. Das war sowohl in den Städten als auch auf dem Lande gleichermaßen der Fall. Arbeiterfamilien lebten oft am Rande ihres Existenzminimums. Die Wohnungen waren dementsprechend klein und einfach. Meistens ohne Bad und WC. Letzteres befand sich oft für mehrere Familien auf einer Zwischenetage. Das Familienleben spielte sich in der Küche ab, wo sowohl gekocht als auch gewaschen wurde und die Körperpflege stattfand. Man saß dort zu den Mahlzeiten und auch sonst zusammen. Eltern und Kinder schliefen im Schlafzimmer gemeinsam und nicht selten hatten zwei Kinder nur ein Bett.

Hier hatte also eine Hausfrau alles in den Griff zu bekommen. Der Mann war mindestens acht Stunden auf der Arbeit und die Frau hatte alle Last des Familienlebens allein zu tragen. Sie musste das wenige Geld vor allem gut einteilen, musste stopfen und flicken, was damals sehr wichtig war, da die Kleidung lange getragen wurde. Und sie musste für die Erziehung der Kinder sorgen. Während die Männer abends, wenn sie nicht zu müde von der Arbeit waren, zu irgendwelchen Freizeitbeschäftigungen fort gingen, hatte die Frau reichlich zu tun.

Es wurde noch auf einem Kohleherd gekocht, der gleichzeitig im Winter heizte und auch zum Trocknen der Wäsche verhalf, denn wenn es Trockenböden in den Häusern gab, konnten sie nicht immer benutzt werden, da oft zu viele Partien im Haus waren. Üblich war auch, die Wäsche vor ein Fenster auf ausziehbare Wäschehalter zu hängen.

Die Frauen haben in dieser Zeit Unendliches geleistet. Es war nicht selten, dass sie noch nebenbei arbeitete, weil das Geld zu knapp war. Dann ging sie als Aufwartefrau (heute: Putzfrau) oder stundenweise als Fabrikarbeiterin. Auch Heimarbeit wurde gerne übernommen, besonders, wenn noch kleine Kinder im Haus waren.

Mit der Hilfe des Ehemannes im Haushalt konnte eine Frau damals nicht rechnen. So versuchten die Frauen dann auch, sich der Frauenbewegung anzuschließen, die schon seit dem 19. Jahrhundert bemüht war, für die Rechte der Frauen zu kämpfen.

Die Frauen waren überall sehr benachteiligt, vor allem was das Arbeitsentgelt betraf. Sie erhielten nur 2/3 der Männerlöhne und das meistens noch ohne soziale Absicherung. Außerdem durften sie auch nicht ohne Genehmigung des Mannes eine Arbeit annehmen. Schon länger gab es bedeutende und mutige Frauen in der Frauenbewegung, die sich für die soziale Gerechtigkeit einsetzten. Auch von gewerkschaftlicher Seite bemühte man sich. Doch der Erfolg war mühsam und kam erst langsam und dauerte teilweise bis in unsere Zeit.

Da es sehr schwer für eine Arbeiterfamilie war, mit den geringen Löhnen auszukommen, wurde in vieler Hinsicht versucht, zu helfen. So soll es Kochbücher für die einfache Küche gegeben haben, die gleich Einkaufspreise mit angaben. Auch drang der Konsumverein - im Ruhrgebiet entstanden - in andere Städte vor. Er sollte Arbeiterfamilien mit billigeren Lebensmitteln und Haushaltswaren versorgen und wollte durch Selbstorganisation des Ein- und Verkaufs die Abhängigkeit der Arbeitnehmerschaft vom Krämer abbauen und die Einkaufspreise senken.

Die Versorgung und Erziehung der Kinder oblag vor allem der Frau. Kindergärten wurden zwar schon lange betrieben, doch Besuche für Arbeiterkinder waren selten möglich. In dieser Zeit spielten die Kinder noch auf der Straße oder im Hof, den es bei vielen dieser Häuser gab. Und wenn man später diese Kinder erzählen hörte, war es für sie eine herrliche Zeit, die häufig dauerhafte Freundschaften ergab. Für die Mütter war es auch eine große Entlastung, und auch selbstverständlich, dass die größeren Kinder auf die kleineren Geschwister aufpassten.

Die Aufgaben der Frau

Ingeborg Mohr

Die Verantwortung für die Hausarbeit blieb in den Arbeiterfamilien den Frauen überlassen.

Einkaufen, Scheuern, Bügeln und Kochen, Kohlen, Holz und Wasser schleppen waren zeitaufwändige Plackereien. Schlechte Wohnbedingungen erschwerten die Arbeit im Haushalt zusätzlich. Allein das Wäschewaschen nahm mehr als einen Tag in Anspruch.

Ein „Waschtag“ war eine feste Einrichtung im Wochenplan der Hausfrau. Er gehörte wohl mit zu den härtesten Arbeiten mit Kessel oder Kochtopf, Ruffel und Wringmaschine. Waschtag hieß auch, mehr als acht Stunden mit nassen Füßen in der Waschküche in Dampf und Zugluft zu stehen und dabei Schwerstarbeit zu leisten.

In den Familien reichte das Geld selten, überall musste gespart werden, um überhaupt über die Runden zu kommen. Vieles musste aus ökonomischen Gründen selbst hergestellt werden, der Kauf wäre zu teuer gewesen. Kleidung wurde genäht und gestrickt, immer wieder geflickt und umgearbeitet, Schuhe wurden selbst besohlt.

Auch ein Teil der notwendigen Lebensmittel wurde selbst hergestellt. Die Hausfrau machte Gemüse und Obst ein, im Hinterhof hielt man oft ein paar Hühner oder Kaninchen. Der eigene Garten hinter dem Haus oder das Grabeland am Stadtrand hatten mit der Obst- und Gemüseernte - ganz besonders in Notzeiten - einen festen Platz in der Existenzsicherung der Familie. Hier packten auch die Männer mit an.

Obwohl durch die Selbstversorgung mit Lebensmitteln Kosten gespart wurden, machten die Ausgaben für Nahrungsmittel den Löwenanteil der Familienausgaben aus, sie verschlangen meistens über die Hälfte des Lohnes.

Vielfach versuchten Frauen durch schlecht bezahlte Heimarbeit Geld zu verdienen. Sie nahmen die unbegrenzte Arbeitszeit und Belastung in der engen Wohnung in Kauf, um bei den Kindern bleiben zu können. Diese wurden allerdings dann auch vom frühesten Alter an zur Mithilfe herangezogen.

Quelle: Heidi Lang und Hans Stallmach, „Werkbank, Waschtag, Schrebergarten“, Steinweg Verlag

Gleichberechtigung der Frau

Holger Sajuntz

Ein wichtiger Punkt der gewerkschaftlichen und politischen Forderungen der Sozialdemokraten, der allerdings im Wesentlichen von den Frauen verfolgt wurde, war der Wunsch nach dem Wahlrecht der Frauen und für die Gleichberechtigung der Geschlechter.

1902 gründeten Linda Gustava Heymann und Anita Augspurg den Deutschen Verein für Frauenstimmrecht. Schon 1843 hatte Loise Otto-Peters geschrieben: „Die Teilnahme der Frauen an den Interessen des Staates ist nicht ein Recht, sondern eine Pflicht."

Nach Ende des Ersten Weltkrieges, der Abdankung des Kaisers und der Ausrufung der Republik 1918, erkannte der Rat der Volksbeauftragten den Frauen das Wahlrecht zu. 1919 wurde es in der Weimarer Verfassung verankert.

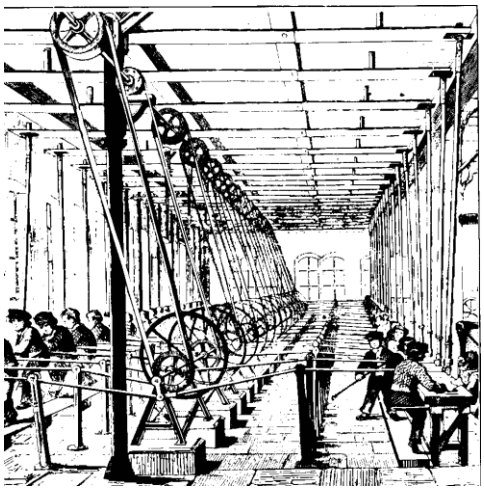
Die rechtliche und soziale Gleichberechtigung der Frau wurde nach dem Zweiten Weltkrieg am 8. Mai 1949 im Grundgesetz festgeschrieben. Doch es wurde erst 1957 eine Neuordnung der Gesetze, die im Widerspruch zum Grundgesetz standen, vorgenommen. Ab 1977 darf eine Frau ohne Einverständnis ihres Mannes erwerbstätig sein. Seit diesem Zeitpunkt gilt das Partnerschaftsprinzip, nach dem es keine gesetzlich vorgeschriebene Aufgabenteilung in der Ehe gibt. 1979 werden die väterlichen Vorrechte bei der Kindererziehung beseitigt und ab 1994 können beide Eheleute ihren alten Familiennamen beibehalten.

Quellen: Internet-Artikel: frauennews: Das Frauenwahlrecht, Wikipedia der freien Enzyklopädie: Gleichberechtigung

Kinderarbeit

Holger Sajuntz

Ein weiterer wichtiger Punkt, der vor allem von den Sozialdemokraten gefordert wurde (im Erfurter Programm 1891), war das radikale Verbot jeder Erwerbsarbeit von Kindern. Bis ins 20. Jahrhundert war Kinderarbeit in ganz Europa weit verbreitet. Viele Kinder mussten arbeiten, ohne je eine Schule zu besuchen. In armen Familien war Kinderarbeit erforderlich, um das Überleben zu sichern. Außerdem wurde Kinderarbeit von Teilen der Gesellschaft als sinnvoll angesehen, um Fleiß, Genügsamkeit und Ausdauer zu erlernen und von den „moralischen Gefahren des Umherschweifens, der Kriminalität und der Bettelei“ fernzuhalten. Erst als sich die Erkenntnis durchsetzte, dass die Arbeit in Fabriken große gesundheitliche Schäden für die Kinder brachte und das Militär Probleme hatte, ausreichend gesunde Soldaten zu rekrutieren, wurden seit 1839 Gesetze erlassen, die zunächst nur die schlimmsten Formen der Ausbeutung beschränken sollten (max. 82,5 Wochenstunden, keine Nachtarbeit, keine Sonntagsarbeit). Im Jahre 1853 wurde das Mindestalter für die Fabrikarbeit für Kinder auf 12 Jahre angehoben. 1858 arbeiteten allerdings noch 12.500 Kinder im Alter von 8 – 14 Jahren in preußischen Fabriken.



Schrittweise folgten schärfere Bestimmungen und der Aufbau von Kontrollbehörden. Erst das Arbeitsschutzgesetz von 1891 verbot den Einsatz von Kindern unter 13 Jahren in den Fabriken. Ein umfassendes Kinderschutzgesetz wurde 1903 erlassen. Es verbot erstmals die Arbeit von unter Zwölfjährigen im Handel und unter Vierzehnjährigen in Industrie und Gewerbe. Das Gesetz behielt seine Gültigkeit bis 1938. Kinderarbeit in der Land- und Forstwirtschaft wurde 1960 abgeschafft und 1973 wurde an den Schulen „die körperliche Züchtigung“ untersagt.

Internet-Artikel: Welthungerhilfe, von Wolfgang Ayaß. Rezension zu Sigrid Dauks: Kinderarbeit in Deutschland im Spiegel der Presse (1890 – 1920) Wikipedia der freien Enzyklopädie: Kinderarbeit

Kindheit: Ein Beispiel

aus: „Deutches Bilderbuch 1870-1980“

Adelheid Popp (1869-1939) beschreibt ein Familienleben, das keine Erinnerung an eine „schöne, glückliche, sorgenlose Jugendzeit“ zuließ. Sie stammte aus der Unterschicht und kam mit 14 Jahren ins Armenhaus; bald darauf war sie Jungarbeiterin; sie gehörte zu der Armee derjenigen, die als Kinder bzw. Heranwachsende sich ihr Brot selbst verdienen oder für den Unterhalt der Familie mit sorgen mussten - und das traf auf jedes sechste bis siebte Kind unter fünfzehn Jahren zu.

„Kein Lichtpunkt, kein Sonnenstrahl, nichts vom behaglichen Heim, wo mütterliche Liebe und Sorgfalt meine Kindheit geleitet hätte, ist mir bewusst. Trotzdem hatte ich eine gute, aufopferungs-volle Mutter, die sich keine Stunde Rast und Ruhe gönnte, immer getrieben von der Notwendigkeit und dem eigenen Willen, ihre Kinder redlich zu erziehen und sie vor dem Hunger zu schützen. Was ich von meiner Kindheit weiß, ist so düster und hart und so fest in mein Bewusstsein eingewurzelt, dass es mir nie entschwinden wird. Was anderen Kindern Entzücken bereitet und glückseligen Jubel auslöst, Puppen, Spielzeug, Märchen, Näschereien und Weihnachtsbaum, ich kannte das alles nicht, ich kannte nur die große Stube, in der gearbeitet, geschlafen, gegessen und gezankt wurde. Ich erinnere mich an kein zärtliches Wort, an keine Liebkosung, sondern nur an die Angst, die ich, in einer Ecke oder unter dem Bett verkrochen, ausstand, wenn es eine häusliche Szene gab, wenn mein Vater zu wenig Geld nach Hause brachte und die Mutter ihm Vorwürfe machte. Mein Vater war jähzornig, er schlug dann die Mutter, die oft nur halb angekleidet fliehen musste, um sich bei Nachbarn zu verbergen. Dann waren wir einige Tage allein mit dem grollenden Vater, dem man sich nicht nähern durfte. Zu essen gab es dann nicht viel, mitleidige Nachbarn halfen uns, bis die Mutter, von der Sorge um ihre Kinder und den Hausstand getrieben, wieder kam.“

Wohnen: Ein Beispiel

aus „Werkbank, Waschtag, Schrebergarten“

Eine Familie möchte ich erwähnen, die, aus 8 Köpfen bestehend, eine Wohnung, bestehend aus Wohnzimmer, 2 Schlafzimmern und Küche, insgesamt 43 Kubikmeter Raum (ca. 20,5 qm) für 46 Thlr. Miethe inne hat; in dem einen Schlafzimmer von 14 cbm Inhalt (ca. 6,5 qm) schlafen 5 Kinder. Das zweite Schlafzimmer ist noch kleiner, hier steht ein Bett für die Eltern und ein Kinderwagen für das jüngste Kind. In solchen Fällen erscheint es als ein wahrer Segen, daß die Fenster und Thüren dieser alten Häuser meist recht undicht sind und somit eine lebhafte Ventilation unbeabsichtigt stattfindet... Ähnliche Fälle können leider noch mehr berichtet werden... Leider fanden wir Schlafgänger auch in sehr kinderreichen, höchst eingeschränkt lebenden Familien; hier drängen sich die Angehörigen möglichst eng zusammen, um durch Vermiethen des zweiten Schlafzimmers die Wohnung billiger zu haben.

Wohnen in einfachen Verhältnissen – ein Bericht aus Berlin

Dora Eske u.Gerhild Arndt

Als die Eltern 1927 heirateten, waren sie durchaus ohne Vermögen. Vater, als Autoschlosser Lohnempfänger (25 Jahre alt), hatte als Mitgift eine Kücheneinrichtung in die Ehe mitgebracht. Sie bestand aus einem Tisch, 2 Stühlen, Schrank und Kohlenkasten, alles aus massivem Holz vom Dorftischler angefertigt und weiß lackiert. Mutter war 21 Jahre alt und hatte nach der Konfirmation „in Stellung“ arbeiten müssen, weil ihre Mutter es so verlangte. Einen Beruf zu erlernen, so wie sie es sich wünschte, wurde ihr verwehrt, sie sollte „verdienen“.

Zunächst wohnten die Eltern in Untermiete und bekamen 1930 eine eigene Wohnung zugeteilt: Neubau, 1 ½ Zimmer, Küche, Bad, Balkon – zusammen 49 qm. Zu den Küchenmöbeln mussten nun weitere Möbel gekauft werden. Ein Küchenherd gehörte zur Wohnung, er hatte 3 Gas-Feuerstellen und zwei offene Feuerstellen, die mit Ringen verschlossen wurden. Auch im Bad war ein Kohle-Badeofen. Die Küche hatte einen Wasserhahn mit emailliertem Ausguss und eine Speisekammer.

In den Zimmern gab es je einen Kachelofen, der mit Braunkohle-Briketts geheizt wurde. Das junge Paar richtete sich das kleinere Zimmer als Wohnzimmer ein. Die Möbel: ein hochlehniges Sofa, ein Tisch mit 4 Stühlen und ein Vertiko wurden von Mutters Mutter abgegeben.

Für das große Zimmer wurde eine Schlafzimmer-Einrichtung in heller Eiche gekauft, der ganze Stolz des Paares! Die Ehebetten, mit erhöhten Kopfteilen, standen nebeneinander und wurden rechts und links von passenden Nachttischen flankiert. Die Nachttische hatten oben eine Glasplatte, unter die als schmückendes Element ein gehäkeltes Deckchen gelegt wurde. Dazu kamen 2 Nachttischlampen und ein großes Ölbild über dem Kopfende. Der Kleiderschrank war ca.1,80 m breit und hatte 3 Türen. Links befanden sich die Wäschefächer, hinter den anderen – die mittlere war eine Glastür – befand sich die Kleiderstange mit dem Hutboden. Die Glastür war von innen mit Stoff bespannt, in der gleichen Farbe wie die seidigen Steppdecken, die die Betten tagsüber bedeckten. In der Mitte auf den Betten lag ein weißes „Paradekissen“ mit Lochstickerei und Häkelspitzen. Um die Betten herum hatten die Eltern eine „Bettumrandung“, d. h. zwei Bettvorleger und einen Läufer, alles im gleichen, farblich passenden Muster. In der Ecke, hinter der Tür, stand das Kinderbett aus weiß lackiertem Metall.

Die Matratzen in den Betten waren dreiteilig mit einem Keilkissen dazu. Sie waren sehr schwer, weil mit Seegras gefüllt. Kopfkissen und Bettecken waren mit Gänsefedern gefüllt. Im Winter wurde meist eine Wärmflasche oder ein eingewickelter Stein, der in der Ofenröhre erwärmt worden war, vor dem Schlafen unter die Decke gelegt. Die Mutter hätte so gern eine „Frisiertoilette“(eine niedrige Spiegelkommode) gehabt, aber dazu hatte das Geld nicht mehr gereicht.

Als das erste Kind dem Kinderbett entwachsen war, wurde eine Couch angeschafft, auf der abends das Bett gerichtet wurde. Nach 10 Jahren wurde das zweite Kind geboren; nach dem Kleinkindalter schlief es auf einer Chaiselongue in der Küche.

Wenn Besuch von auswärts kam, der in der Familie übernachten wollte, musste ein Kind auf der „Besuchsritze“ schlafen, d. h. der Spalt zwischen den Ehebetten wurde mit einer Wolldecke bedeckt und man schlief zu dritt im Ehebett. Alle waren froh, wenn sie wieder im eigenen Bett schlafen konnten.

Für die tägliche Körperpflege war im Badzimmer ein Brett über die Wanne gelegt, darauf stand die Waschschüssel. Der Seifennapf aus emailliertem Metall hing an der Wanne, und für die Zahnpflegeutensilien gab es eine Konsole an der Wand über der Wanne. Für ein Vollbad wurde der Badeofen mit Holz und Kohle geheizt.

Die Küche – Lebensmittelpunkt der Familie

Hans-Peter Bünger

Gleich, ob man von einem städtischen oder ländlichen Haushalt ausgeht, bei den „Kleinen Leuten“ war die Küche immer der zentrale Raum einer Wohnung. Sie war Aufenthalts-, Kommunikations- und Arbeitsraum (Heimarbeiter). Ebenso war sie „Badezimmer“, häufig auch ein Schlafraum. In vielen Familien spielte sich auch die Liebe unter den Augen der Kinder in diesem Raum ab. In der Regel waren die Familien wesentlich größer als heute. 6 - 8 Kinder waren keine Seltenheit. Es gab aber auch Familien mit 12 Kindern, wie im Falle meines Vaters. Die Räumlichkeiten für eine Familie waren also äußerst beengt und nicht selten wurde auch noch eine Schlafstelle - kein Zimmer, nur ein Bett - an einen ständigen Schlafgast (Logiergast, Kost- oder Schlafgänger hieß das) vermietet, um das Geld für die Miete der Wohnung zusammen zu bekommen.

Um die Jahrhundertwende (19./20. Jh.) bis weit in die Zeit nach dem zweiten Weltkrieg hinein war ein Badezimmer ein Luxus, der den meisten kleinen Leuten nicht zur Verfügung stand. Wir können uns heute das Leben in den grauen Mietskasernen, winzigen Katen oder Kellerverliesen zu Anfang des 20. Jahrhunderts gar nicht mehr vorstellen.

Alles Wasser zum Kochen, für die Körperpflege und für die Wäsche musste mit Eimern von einer Pumpe im Hof, oft über mehrere Etagen, herangeschleppt werden. Die Eimer wurden auf eine so genannte Wasserbank gestellt, die neben einem Spülstein stand. In viel-en Fällen musste das Schmutz-wasser in einem Eimer, der unter dem Spülstein stand, aufgefangen und mehrmals am Tag wieder hinunter getragen werden. Man kippte es einfach auf die Straße oder aus dem Fenster.

Wenn man an die Körperhygiene denkt, fehlt uns heute die Vorstellungskraft, wie die Menschen das in so beengten Verhältnissen bewerkstelligt und ausgehalten haben. Es wuselten ja Babys, Kleinkinder, Halbwüchsige und Erwachsene herum, unter Umständen noch ein Schlafgast. Nicht einmal ein Mindestmaß an Intimität bei der Körperpflege war möglich und das bei einer Prüderie, die wir z.T. bei unseren Eltern auch noch kennen gelernt haben. Und nur eiskaltes Wasser aus einem Eimer! Brrr - - - - unvorstellbar!

In den Mietskasernen der Großstädte gab es Etagenklos, auf die alle Hausbewohner gehen mussten. Um nicht nachts durch finstere Treppenhäuser gehen zu müssen, wurden deshalb häufig Eimer in der Wohnung aufgestellt, die am Morgen entleert werden mussten. In etwas besser situierten Familien gab es auch so genannte „Nachtgeschirre“ oder „Nachttöpfe“. Etwas weniger fein hießen die „Pinkelpötte“.

Das Kochen musste auf einem Kohleherd erledigt werden. Oft war dieser Herd auch die einzige Heizung in einer Wohnung. Brennmaterial, Holz oder Kohlen, mussten ebenfalls in der Küche gelagert und der Herd morgens erst einmal in Gang gebracht werden, bevor es etwas warm wurde und man Kaffee kochen konnte. Wenn es der Familie gut ging, konnte man sich einen Ersatzkaffee aus Gerste oder Zichorienwurzeln (Muckefuck) leisten.

In vielen Familien arbeiteten die Väter und die älteren Söhne auch Schichten. Aus diesem Grund stand in der Regel auch den ganzen Tag ein Topf mit Essen auf dem Herd und trug zur permanenten Geruchsbelästigung in der Wohnung bei. Man kann sich vorstellen, welche Luft in solchen Wohnungen geherrscht hat, wenn auch noch Babywindeln gekocht werden mussten oder Waschtag war. Dann wurde auch die Wäsche zum Trocknen in der Küche aufgehängt, wenn es im Hinterhof keine Wäscheleinen gab oder wenn es draußen fror.

Kinder wurden höchstens einmal in der Woche gebadet, d.h. abgeschrubbt. In einem Zuber aus Holz oder einer Zinkbadewanne wurden die lieben Kleinen nacheinander gebadet. Wenn es hoch kam, wurde der Schlick des Vorgängers mit einem Tuch abgefischt, dann kam der nächste in das gleiche Badewasser, solange, bis alle sauber waren. Für die Erwachsenen wurde am „Badetag“ die Spülstein-ecke mit einem Betttuch oder einer Wolldecke abgeteilt, welche mit Wäscheklammern an der quer durch die Küche gespannte Wäscheleine befestigt wurde. Damit war das Badezimmer fertig. Der Rest der Familie konnte sich im verbleibenden Teil der Küche aufhalten.

Einige unserer Verwandten haben in solchen Wohnungen gelebt, und ich habe deren Küchen noch mit eigenen Augen gesehen. Ganz besonders ist mir eine Kellerwohnung in Erinnerung, in der ein Bruder meines Vaters mit seiner Frau und neun halbwüchsigen Kindern gelebt hat. Da gab es weder Tageslicht noch Bad oder WC und die Luft war zum Schneiden dick, weil es auch noch einige Kettenraucher in der Familie gab. Gesehen habe ich Anfang der 50er Jahre auch noch die winzige Küche und das Plumpsklo in einer Kate in Ohe, gegenüber dem heutigen „Heinrich-Sengelmann-Heim“. Dort lebte ein anderer Bruder meines Vaters mit seiner Familie auf engstem Raum. Er war auf dem Gut beschäftigt.

Wenn ich über solche Dinge nachdenke, ist mir sehr bewusst, wie privilegiert ich selber aufgewachsen bin, obwohl auch unsere Familie zu den „Kleinen Leuten“ gehörte. Meine Eltern haben sich 1938 ein kleines Haus auf einem Stück Pachtland in Hamburg-Bramfeld gekauft und nach und nach ausgebaut. Bis weit in die 50er Jahre hinein hatten auch wir weder Badezimmer noch Toilette im Haus und vieles kenne ich noch aus eigenem Erleben.

Wir hatten zu Hause fließendes Wasser und das war schon ein Privileg, welches auch nicht alle Nachbarn in unserer Siedlung hatten. Einige hatten auch zwischen 1945 und 1955 noch eine Pumpe im Garten. Bei uns wurde Anfang der 50er Jahre sogar schon ein Boiler eingebaut. Mein Vater war bei „Hein Gas“, und außer Koks zum Heizen konnten wir auch günstig Gas beziehen und für die Geräte gab es günstige Zahlungskonditionen. Unsere Küche war etwa 2,5 x 3,5 m groß. Von der Haustür trat man direkt in die Küche. Gleich links neben der Haustür in das Kinderzimmer. Diese Tür war von beiden Seiten mit Haken bestückt, auf denen Bekleidung aufgehängt wurde. Direkt neben der Kinderzimmertür standen unser Küchenschrank, daneben die Kohlenkiste und der Küchenherd, natürlich ein Kohleofen. Rechts von der Haustür musste ein Platz relativ frei gehalten werden, hier war eine Klappe, durch die man in den Keller kam, in dem unsere Vorräte eingelagert waren und der während des Krieges als Luftschutzkeller diente. Der Keller war gleichzeitig Speisekammer. Ein Kühlschrank war ein Luxus, den sich meine Eltern erst Ende der 50er Jahre leisten konnten.

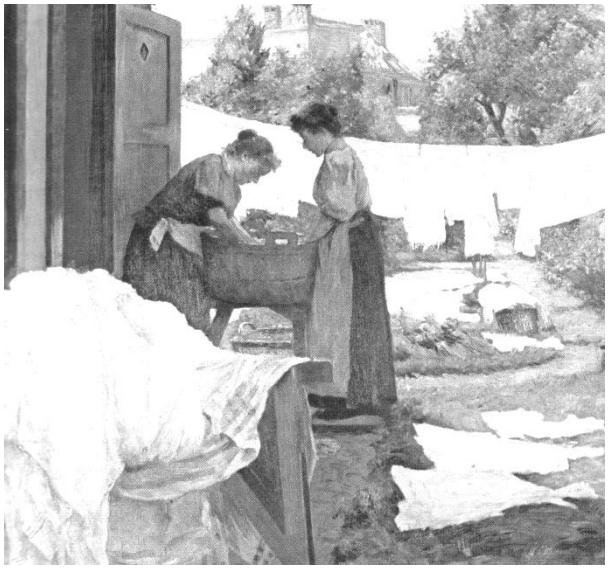
Im Anschluss an die Klappe stand unser Küchentisch, um den herum auf drei Seiten insgesamt vier Stühle standen. In der oberen rechten Ecke war unser Spülstein aus weißem Marmor mit einem grauen Unterschrank. An der kurzen Wand zwischen Spülstein und Wohnzimmertür war ein Handtuchhalter angebracht. Die Handtücher befanden sich hinter einem so genannten „Paradehandtuch“, einem weißen, mit blauem Garn bestickten Tuch, welches über eine Holzstange gezogen wurde. Das gestickte Motiv war eine Windmühle mit einem Hollandmädchen davor. Das Mädchen hatte die typisch holländischen Holzschuhe an und trug eine weiße Haube. Hier hingen auch Besen und Schrubber.

Auch unser Leben spielte sich in der Küche ab. Mein Vater war handwerklich sehr geschickt und so wurden in die Küche allerlei praktische Dinge eingebaut. In die Ecke, in die sonst Brennmaterial in allerlei Gefäßen gestellt wurde, wurde eine Kohlenkiste gebaut. Man musste die Kiste nur einmal in der Woche auffüllen und konnte den täglichen Bedarf mit der kleinen Kohlenschaufel aus einer Schütte im unteren Teil herausholen. Damit hatte Mutter auch gleich eine zusätzliche Abstellfläche neben dem Küchenherd.

Wir waren sechs Personen im Haus. Damit alle um den Tisch herum Platz fanden, hatte Vater eine Sitzbank gebaut, die unter unserem Küchentisch stand. Auf der Längsseite war ein Fach für unsere Schuhe, auf den beiden kurzen Seiten war je eine Schublade für Schuhputzzeug, Kleiderbürsten etc. eingebaut. Zu den Mahlzeiten wurde der Tisch von der Wand abgerückt und zwei Kinder mussten auf der Bank sitzen.

Anfangs wurde am Badetag bei uns die Zinkwanne auf den Küchentisch gestellt, später, als wir größer waren, benutzte Mutter ihren Waschbock oder sie stellte zwei Stühle zusammen und die Wanne dazwischen. Wir hatten das große Privileg, dass bei uns das Wasser zwischen den Badegängen der Kinder gewechselt wurde, welch ein Luxus!

Unsere Eltern gehörten auch nicht zu den ganz verklemmten Erwachsenen. Zumindest die tägliche Körperpflege fand unter den Augen der Kinder statt. Ganz nackt haben wir unsere Eltern aber auch nie gesehen.



Auch bei uns fand die "Große Wäsche" in der Küche statt, allerdings nur im Winter. Im Sommer wurden die Waschbaljen im Garten aufgestellt. Gekocht wurde die Wäsche aber immer in der Küche und wir Kinder mussten, je nach Alter, mithelfen. Kinderarbeit war es z.B., die Wäschetrommel zu drehen. Das hieß, stundenlang vor dem Küchenherd zu sitzen und langsam an der Kurbel zu drehen. War das langweilig, auch wenn man dabei lesen konnte! Anfangs war ich noch der Meinung, die Arbeit würde schneller erledigt sein, wenn ich die Kurbel schneller drehte, das brachte mir aber immer Ärger ein, weil dadurch in dem Behälter Schaum entstand, der dann aus allen Ritzen der Maschine hervorquoll. Es gab noch zwei weitere Geräte die wir als Kinder häufig bedienen mussten, zumindest als wir etwas größer waren. Das waren die Wringe und die Mangel.

Richtig ungemütlich wurde es in unserer Küche nur, wenn bei Frost die Wäsche in der Küche getrocknet werden musste. Dann wurde nicht nur die „Spinne“ über dem Herd mit Wäsche bestückt, dann wurden Leinen gespannt und man musste zwei oder drei Tage immer geduckt unter der aufgehängten Wäsche herumlaufen. Und wehe wir hatten vom draußen Spielen dreckige Hände, mit denen wir die Wäsche etwas beiseite zu schieben wagten, das gab richtigen Ärger.

Heftige Gerüche gab es auch, wenn Zuckerrüben zu Sirup verarbeitet wurden. Dann stank es tagelang in unserer Küche.

Ein Platz zum Schlafen

Gerhild Arndt

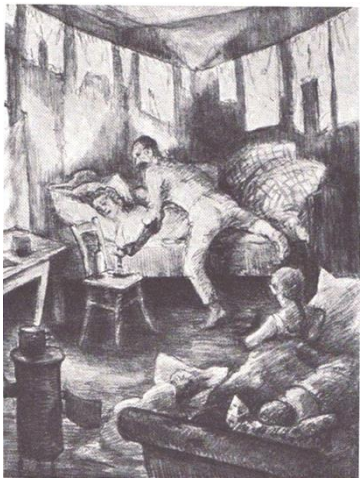
Familien mit geringem Einkommen konnten sich nur kleine Wohnungen leisten, die aus einem oder zwei Räumen und der Küche bestanden. Manche lebten auch nur in einem Raum, der Küche und Wohnstube zugleich war. Ein spezielles „Schlafzimmer“ gab es bei armen Familien, die meist auch eine große Anzahl Kinder hatten, nicht. Betten standen in jedem Raum; in den Betten schliefen zumeist mehrere Personen.

Um das Einkommen aufzubessern, wurden die Betten auch an so genannte „Schlafgänger“ (Schlafburschen) vermietet. Schlafgänger waren beispielsweise Schichtarbeiter, die während des Tages gegen ein geringes Entgelt schlafen konnten, während der reguläre Wohnungsinhaber seiner Arbeit nachging. Sie hatten normalerweise keinen Familienanschluss, durften die restlichen Räumlichkeiten, wie die Küche oder die "Gute Stube", nicht nutzen und erhielten im Gegensatz zu Untermietern kein Frühstück.

Ledige junge Arbeiter, Arbeiterinnen oder Dienstmädchen mussten häufig in Bretterverschlägen auf dem Dachboden schlafen. Manchmal schliefen die Dienstmädchen auf einer Art „Hängeboden“ über der Speisekammer, zu dem sie mittels einer Leiter aufsteigen mussten.

Die Bewohner der ungünstig gelegenen und unvorteilhaft geschnittenen Kleinwohnungen litten häufig Mangel an Luft, Licht, Ruhe und familiärer Abgeschlossenheit. Schlechte Heizmöglichkeiten und vor allem unzureichende sanitäre Anlagen förderten Feuchtigkeit, Schimmel, Ungeziefer und üble Gerüche. Unter solchen Umständen verbreiteten sich Tuberkulose und Rachitis, die als typische 'Wohnungskrankheiten' galten.

Sie waren in erster Linie für die hohen Sterblichkeitsraten verantwortlich. Besonders problematisch wurden die Zustände, wenn die beengten Wohnungen auch noch für Heimarbeit genutzt oder mit Schlafgängern geteilt werden mussten. Erzwungene Intimität zwischen Eltern und Kindern, Familienangehörigen und Einmietern, insbesondere zwischen Erwachsenen und Kindern, hatten schwerwiegende Folgen: sexuelle Nötigung und Ausbreitung ansteckender Krankheiten, darunter Geschlechtskrankheiten, die häufig schon bei Kindern festgestellt wurden.



Die Bettgestelle waren meist aus Holz mit einem Strohsack als Matratze. Als empfehlenswerter galten Eisenbetten, die im Gegensatz zum Holz keine Gerüche und Feuchtigkeit aufnehmen. In Bauernhäusern schlief man meist in Alkoven. Säuglinge wurden in Waschkörbe gebettet. Im Schlafraum stand ein Nachttopf oder ein Eimer, denn Toiletten befanden sich meist auf dem Hof oder in den Mietskasernen auf der halben Treppe. Luxuriös für arme Familien waren ein Nachttisch und ein Kleiderschrank.

Das Schlafzimmer war ungeheizt, die Betten wurden mit einer Wärmflasche oder mit einem in der Röhre des Kachelofens oder auf der Ofenplatte erhitzten Stein angewärmt. Man trug auch Nachtmützen.

Ein weiteres Schlafzimmer-Möbel war die „Waschkommode oder der Waschtisch“; man musste schon etwas begütert sein, um so etwas zu besitzen. Die Waschkommode bestand aus einem hölzernen Unterschrank mit Schubladen oder Türen und war oben mit einer Marmorplatte bedeckt, auf der hinten ein Spiegel montiert war. Manchmal hing der Spiegel auch an der Wand. Auf der Marmorplatte standen die Waschgeräte: eine oder zwei große Schüsseln aus Keramik oder Porzellan und passende Krüge für Wasser, je nachdem, ob die Waschkommode für eine oder zwei Personen gebaut war. Eventuell gab es noch eine Seifenschale. Handtücher konnte man an Stangen hängen, die seitlich angebracht waren. Neben der Kommode stand ein Eimer für das Schmutzwasser, der auch den Nachttopf ersetzen konnte.

Dies Bild zeigt die Idealvostellung des Schlafzimmers in einer Arbeiterwohnung, präsentiert in einer Ausstellung, die 1911 im Gewerkschaftshaus in Berlin gezeigt wurde.

Schlicht, hell, sauber stellte man sie sich vor. Ein Wunschtraum!

Die gute Stube

Anna-Katharina Lindner

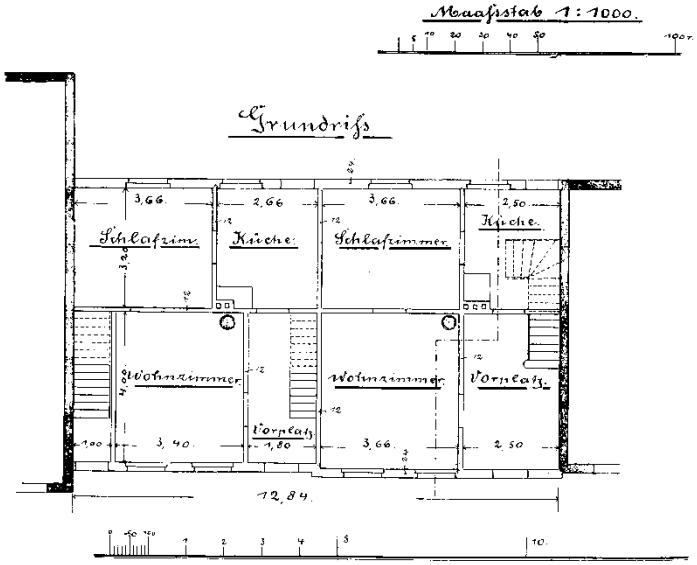
„Herein in die gute Stube!“ – diese Begrüßungsformel ist wohl jedem bekannt. Sie ist die Aufforderung ins Wohnzimmer einzutreten, denn heute meint man das Wohnzimmer, wenn man "gute Stube" sagt.

Das war früher anders. Jede soziale Schicht zeigte mit ihrer Art zu wohnen, wohin sie gehörte oder gehören wollte: Reiche Bauern hatten Prunkdielen, wohlhabende Bürger und hanseatische Kaufleute große Gesellschafts- oder Empfangsräume, so genannte Salons. Ein Salon war auch oft noch im mittelständischen Bürgertum vorhanden. Das Kleinbürgertum – mittlere Beamte und Angestellte, kleine Handwerker und Kaufleute – verfügten über eine gute Stube. Kleine Leute – in erster Linie Arbeiterfamilien – hatten nur zu etwa einem Drittel eine gute Stube.

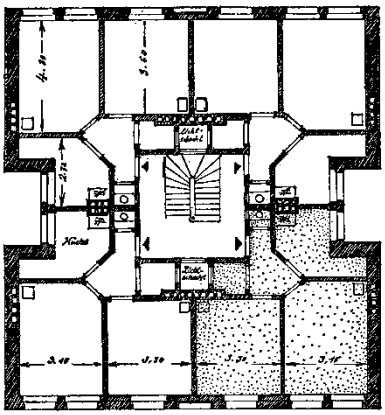
Die gute Stube war ein besonderer Raum, der sich vom täglich genutzten Wohnzimmer unterschied. Gehörte man zu den so genannten "kleinen Leuten", grenzte sich die gute Stube mit ihrer besonderen Einrichtung und Funktion zur Wohnküche ab. Die Attribute dieses Raums fanden sich auch dann, wenn man keinen Extraraum dafür besaß. Dann wurde in einem Teil des Schlafraums ein wenig vom Anspruch der guten Stube verwirklicht.

Der vorherrschende Wohnungstyp für Arbeiter, Heimarbeiter, kleine Handwerker und Tagelöhner war die Kleinwohnung, zu der in der Regel Küche und zwei kleine Zimmer (Stuben) gehörten. In Hamburg gab es zwischen 1900 und 1913 – 71,95% Kleinwohnungen und 1925 sogar 78,05% mit Wohnflächen zwischen 35 und 55 qm (Glaser/Pützstuck, S. 172).

Um eine Vorstellung von der typischen Wohnungsgröße zu vermitteln, sei hier stellvertretend der Grundriss einer Reinbeker Kate und der einer Stadtwohnung in einem Mehrfamilienhaus eingeschoben:



1909 – Grundriss der ehemaligen Tischlerkate Frank an der Bergstraße/Am Rosenplatz. Jede der beiden Wohnungen verfügte über 40 qm Wohnfläche. (Stadtarchiv Reinbek)



Hamburg, Heitmannstraße 48, erbaut 1882, Obergeschoss. Jede der 4 Wohnungen hat 35 qm Wohnfläche. *(Teuteberg & Wischermann, "Wohnen in Hamburg vor dem Ersten Weltkrieg, Bd. 2, S. 54)*

Durch die zunehmende Industrialisierung zogen immer mehr Leute in der Hoffnung auf besser bezahlte Arbeit vom Land in die Städte. Die enorm hohen Mietpreise verschlangen oft ein Drittel und mehr des Gesamteinkommens eines Arbeiterhaushalts und führten dazu, dass man sehr beengt lebte.

Aber auch bei begrenzten Platzverhältnissen hatten Familien das Bedürfnis, einen Raum nur für Geselligkeit und zur Selbstdarstellung vor Gästen zu nutzen. Man war bestrebt, alle an Arbeit erinnernden Dinge sowie Schmutz und Lärm draußen zu halten. Nichts sollte der Repräsentationsfunktion einer guten Stube im Wege stehen.

Die gute Stube war nach Ausstattung, Größe und Lage meist der beste Raum der gesamten Wohnung. Für die Kinder allein war der Aufenthalt darin verboten. Die Hausfrau hielt ihn für besondere Anlässe immer ordentlich und sauber. Für Familienfeiern, für Gäste und Festlichkeiten, wie z.B. zu Weihnachten, wurde die gute Stube geöffnet und wenn nötig beheizt. Außer für vergnügliche Stunden wurde der Raum selbstverständlich auch genutzt, wenn ein Familienmitglied gestorben war. Dann wurde der Tote bis zur Beisetzung darin aufgebahrt.

Mit der guten Stube gönnte man sich etwas, was man sich in der Schicht der kleinen Leute eigentlich gar nicht leisten konnte. Diese Stube sollte mit ihrer Einrichtung beeindrucken – die Schlesier nannten sie bezeichnenderweise "Putzstube" – und zugleich Nähe zur nächst höheren Gesellschaftsschicht herstellen. Sie machte den Menschen Hoffnung auf ein geachteteres oder einfach auf ein besseres Leben.

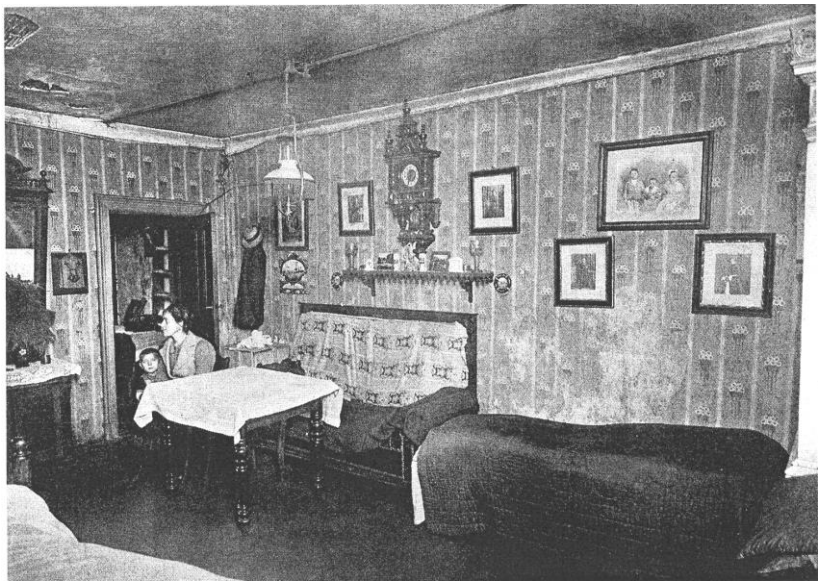
Zur üblichen Einrichtung gehörten mehr schlecht als recht gefertigte Möbel: ein Rosshaarsofa mit hoher Lehne, ein Tisch mit Stühlen und ein Konsolschränkchen mit einem Spiegel darüber. Ein Teppich überstieg das Budget der kleinen Leute. Bestimmte schmückende Elemente ergänzten die Standardausstattung: Rehbockköpfe an der Wand, Gipsbüsten, eine Wanduhr mit aufwendig gedrechselten Zierelementen, Bilder, gerahmte Fotografien und gestickte Sprüche, billige Kleinkunst, Nippes auf der Konsole und Porzellantassen. Eine persönliche Note setzte man mit besonderen Handarbeiten wie gestickten oder gehäkelten Deckchen, mit Lampen, Kunstblumen oder einem Buch: "Auf dem Tisch der guten Stube lag die von den Eltern meiner Frau geerbte, großformatige Familienbibel mit den Eintragungen aller Familienereignisse..." schreibt Karl Retzlaw in Proletarische Lebensläufe, Band 2, S. 65.

Der Hamburger Hafenarbeiter Tönnies Hellmann, geb. 1912, erinnert sich auch an die Beleuchtungsprobleme: "Der Gasherd war mit einer Gasuhr verbunden, in die musste man 10 Pfennige stecken. Dann gab es Gas, aber nur kurz. Das Gas brauchten wir auch für Licht. Wenn aber das Geld nicht reichte, dann machte meine Mutter ein Talglicht an, so'ne Kerze, damit wir wenigstens n'büschen watt sehen konnten.... Und dann saßen wir alle an dem Tisch [in der Wohnküche].... Das schönste Licht aber hatten wir, wenn meine Mutter im Wohnzimmer die Petroleumlampe anmachte. Eine große Lampe war das. Das ganze Zimmer war dann erleuchtet.... Ich erinnere mich, wie ich manchmal mit ihr [der Mutter] in der guten Stube saß, sie auf dem Sofa, ich daneben auf einem Stuhl. Die Petroleumlampe stand auf dem Tisch. Sie las ein Buch und ich "studierte" Grimms Märchen so gut ich konnte." ((Dönhoff/Barenberg, S. 38 und 44).

Dass die gute Stube auch zu besonderen Stunden trotz vorhandener Wohnküche zur Wohnstube wurde, war eher die Ausnahme. In aller Regel war sie ein für Gäste bereitgehaltener Raum, der allen Familienmitgliedern unnütz Platz wegnahm.

Die Übergänge zwischen den sozialen Schichten waren fließend, aber die gute Stube im engeren Sinne kam hauptsächlich im Kleinbürgertum vor, denn dort war das Bedürfnis zur Nachahmung einer höheren gesellschaftlichen Schicht besonders stark ausgeprägt. Arbeiterfamilien war es meist nicht möglich, einen Raum ausschließlich für die beschriebene Repräsentation ungenutzt zu lassen.

Diese Familien lebten oft mit zu vielen Personen auf engstem Raum. Waren sie auf zusätzliche Einnahmen angewiesen, vermieteten sie dieses zweite Zimmer oder vergaben das Sofa nachts an einen Schlafgänger – der hatte nur Anspruch auf eine Schlafgelegenheit. In Gebieten des Bergbaus, der Textilindustrie oder in den großen Städten vermieteten 25% aller Haushalte Schlafgängern eine Bettstelle (Beuys, B., S. 379).



Eine gute Stube abzuzweigen stand – schon der Einrichtung wegen – weder mit den Mitteln der Bewohner, noch mit den teuren Mietpreisen in Einklang. So konnte es nicht ausbleiben, dass verantwortungsbewusste Leute darauf hinwiesen. Lautstarken Einwand gegen die Art der Wohnraumaufteilung trugen die Mediziner vor, die täglich mit Tuberkulose (Schwindsucht), Rachitis und Säuglingssterblichkeit in finsteren, engen, feuchten Wohnungen konfrontiert waren.

Als Beispiel dafür sei hier der Hamburger Arzt W. Alexander Katz zitiert, der in seinen um 1910 herausgegebenen Ratgeber "Der gesunde Arbeiter" dazu aufruft, die gute Stube abzuschaffen:

"Bei einer Zwei- bis Dreizimmerwohnung begegnet man immer wieder der guten Stube, welche die ganze Woche ungenutzt und verlassen daliegt, in der allenfalls am Sonntag Vater und Mutter ihren Kaffee trinken. Die gute Stube dient also zu nichts anderem als zum Aufbewahrungsort von Möbeln, macht der Hausfrau unnötige Arbeit und verschlingt, da in den meisten Fällen das beste Zimmer dafür genommen wird, den größten Teil der Miete. Um dieses unnützen und fruchtlosen Besitzes wegen beschränken sich kinderreiche Familien und schlafen zusammengepfercht mit vier bis 5 Personen und nehmen sich gegenseitig die Luft zum Atmen... . Fort also mit der guten Stube! Ist eine Familie groß, so müssen beide Zimmer zum Schlafen genutzt werden; bei einer geringeren Zahl von Personen muß das beste Zimmer zum Schlafen, das andere zum Wohnen und Essen dienen." (S. 30 ff.).

Solche Aufrufe haben aber in der Regel keine Veränderung gebracht. Dieser verschwenderische Umgang mit Wohnraum war ja gerade das Motiv. Man wollte zeigen, dass man sich mehr leisten konnte als man unumgänglich brauchte. Im Vorhandensein der guten Stube empfand man sein Selbstwertgefühl gefestigt.

Veränderungen traten erst nach und nach ein. Die gesellschaftlichen Verkehrs- und Umgangsformen haben sich gewandelt. Regelmäßige familiäre Treffen werden kaum noch gepflegt. Feiern und Feste werden nicht mehr im Haus veranstaltet, sondern man trifft sich in Restaurants außerhalb der eigenen vier Wände. Damit hat die gute Stube ihre Funktion verloren.

Feste und Feiertage

Anna-Katharina Lindner

Früher hatte man häufiger Besuch und der gesellschaftliche Umgang wurde generell stärker durch ritualisierte Formen und Etiketten bestimmt als in unserer Zeit. Zu besonderen Festen geladene Besucher empfing man in gebührender Umgebung – in der guten Stube. In abgemilderter Form traf das auch auf Arbeiterhaushalte zu.

Besonders in der Stadt hatte man früher auch zu den Nachbarn freundschaftlichere Verbindungen als heute. „Wenn man andere Leute besuchte oder die zu uns kamen, dann ging man in die Küche. Nicht ins Wohnzimmer! Nur ganz selten, wenn Geburtstagsfeier war oder Konfirmation, dann saß man mal im Wohnzimmer“ zusammen (Dönhoff/Barenberg, S. 38).

Besuche brachten Abwechslung und Neuigkeiten in den Alltag. Es gab noch kein Fernsehen, Kino erst ab 1918. Erheblich längere Arbeitszeiten hielten nicht davon ab, Besuche zu machen oder zu Hause Gäste zu empfangen. Es gab Familienfeste, Lesekreise, Hausmusik, das bezeugen Arbeiterbiographien aus dieser Zeit. Selbst Armut hielt nicht von Gastlichkeit ab.

In den folgenden Abschnitten soll auf die verschiedenen Feste und Feiern eingegangen werden. Neben kurzen, allgemeingültigen Aussagen wird es Einblicke in das diesbezügliche Leben der kleinen Leute geben, soweit sich direkte und indirekte Quellen erschließen lassen.

Geburt, "Kindsbekieken", Taufe

Kinder, die im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts geboren wurden, kamen als Hausgeburten auf die Welt. Eine Hebamme oder Nachbarin half der werdenden Mutter. In den Städten gingen nur Ledige oder allerärmste Frauen in ein Spital oder eine Gebär-anstalt.

In der Nachbarschaft wurde das Ereignis von einer Verwandten publik gemacht. Daraufhin brachten Frauen Wöchnerinnensuppe vorbei, kamen zum Gratulieren und zum "Kindsbekieken".

Die meisten Kinder wurden innerhalb des ersten Lebensjahres getauft. Bis etwa 1870 wurde üblicherweise die Taufkleidung – das "Kasseltüch" – im Pastorat gegen eine Gebühr ausgeliehen: weißer, gerüschter Batist mit Spitze für die Taufe 1. Klasse, aus rotem Leinen für die 2. Klasse – und ein enges, blaues Kattunkleid für die Ärmsten, die ihr Kind aus finanziellen Gründen 3. Klasse taufen lassen mussten. Im Bergedorfer Schlossmuseum sind die unterschiedlichen Kleider, Jacken und Mützen noch zu besichtigen (Abbildungen auch in "Kirche zwischen Dorf und Stadt ...", S. 78-81).

Dieser Brauch war sowohl in Schleswig-Holstein als auch in Hamburg verbreitet. Zunehmend benutzte man dann eigene Taufkleidung. Das so genannte Kasseltüch kam mit fortschreitender Aufklärung aus hygienischen Gründen nicht mehr in Frage. Es mag auch eine Rolle gespielt haben, dass man empfindlicher auf eine so deutliche Zurschaustellung der gesellschaftlichen Schicht reagierte. (Storm, H. H., S. 21)

Zur Taufe gehörten zwei Taufpaten. Waren zwei Paten gefunden, konnte das Kind in einer kirchlichen Zeremonie getauft werden. Taufen zu Hause galten als vornehmer.

Im Anschluss an die kirchliche Feier trafen sich Familie, Freunde und Paten nur dann zu Hause, wenn die finanziellen Mittel ein solches Fest erlaubten; sonst war der Tag mit der Taufe in der Kirche abgeschlossen.

"... diese erste Taufe war noch ein fröhliches, echtes Familienfest ...", erzählt der Arbeiter Theodor Bromme (Beuys, B., S. 384). Weil die Notlage mit jedem weiteren Kind von Jahr zu Jahr wuchs, nahm die Freude an der Kindstaufe stetig ab.

Die Patenschaft wurde ernst genommen. Es gab zwischen Täufling und Paten feste Regelungen mit rechtsmoralischem Hintergrund. Mit der Ehre der Patenschaft ging der Pate die Verpflichtung ein, das Kind zu bestimmten Terminen zu beschenken, z.B. zur Taufe einen Patenbrief mit Tauftaler oder Löffel, zu Weihnachten ein Kleidungsstück, zu Ostern Eier, zum Schulbeginn einen Ranzen, zur Konfirmation eine Uhr oder Kette. Das Patenkind musste Gegenleistungen erbringen wie etwa an Neujahr einen Besuch mit Aufsagen guter Wünsche oder Aussprechen von Einladungen zu Familienfeiern. Bei diesem Hintergrund wird verständlich, dass man möglichst ledige Personen bat, eine Patenschaft zu übernehmen. Verlor ein Kind früh seine Eltern, übernahm oft der Pate die Vormundschaft.

Aus den Vierlanden wird berichtet, dass bis ca. 1920 der Pastor in der Kirche bei der Danksagung für die glückliche Geburt oder z.B. in der Fürbitte für die Mutter bei deren Namensnennung die soziale Stellung mit festgelegten, schmückenden Beiwörtern betont hat: Handelte es sich um die Frau eines Bauern (Hufners), so lautete das Beiwort "wohlbekannt" oder "ehr- und tugendsam", bei der Frau eines Kätners "bekannt" und bei einer einfachen Einwohnerin "christlich" oder "ehrsam" (Finder, E., Teil 2, S. 14 ff.).

Still und unfeierlich ging eine Taufe vor sich, wenn es sich um ein uneheliches Kind handelte. Das Kind wurde dann auch nicht in der Kirche, sondern im Pfarrhaus und ohne den Schmuck brennender Kerzen getauft.

Geburtstage, Familientreffen

Geburtstage wurden beachtet, und wenn möglich wurde das Geburtstagskind mit einem Kuchen geehrt. Geschenke gab es seltener, sie standen weit weniger im Mittelpunkt als heute. Nach vorsichtiger Schätzung kann man sagen, dass um 1900 etwa 20-25% der Kinder mit gekauftem Spielzeug wohl versorgt waren und 75-80% derartige Dinge entbehren mussten. (Weber-Kellermann, Die Familie, S. 151).

Beim gemeinsamen Durchblättern von Fotoalben erzählen ältere Mitbürger von Familienbesuchen und –treffen an einem Pfingsttag. In jahreszeitlich bedingter Aufbruchstimmung machte man sich in "neuer", schon sommerlicher Kleidung zu Fuß oder mit dem Rad auf den Weg. Besonders das Zusammentreffen von Cousinen und Cousins ist vielen in lebhafter, guter Erinnerung. Es hat kein reichhaltiges, gemeinsames Mahl gegeben. Das Wesentliche war das Wiedersehen, Erzählen und Erleben einer familiären Gemeinschaft.

Aus Hamburg berichtet Tönnies Hellmann, geb. 1912: "Die Familie meiner Mutter, die Zigarrenmacher, veranstalte-ten jedes Jahr ein Familientreffen. Das fand in der großen Kellerwohnung statt, in der sonst die Zigarren gedreht wurden. Jetzt kamen sie aus allen Richtungen zusammen, und denn sah man plötzlich, was für eine Riesenfamilie man hat! Bei diesen Treffen wurden auch Familienangelegenheiten geregelt und Streitereien entschieden. ... Alles bestimmte die Großmutter. An solchen Familienfesten war es schön zu sehen, daß man zu einer großen Gemeinschaft gehörte. Jeder half jedem – das war eine Sicherheit für alle" (Dönhoff/Barenberg, S. 36 ff.). Hiermit bringt er den Sinn eines solchen Treffens auf den Punkt.

Konfirmation

Zu Beginn des 20. Jh. verließen über 90% aller Schüler die Schule mit dem Ende der Volksschulzeit, also nach der 8. Klasse. Sie traten dann ins Erwerbsleben ein. Das Bindeglied zwischen Schulentlassung und Arbeitsleben war für die evangelischen Heranwachsenden – das war die Mehrzahl – die Konfirmation.

Da es sich um ein einschneidendes Ereignis handelte, bei dem man vom Schüler zum angehenden Erwachsenen "aufstieg", wurde die Konfirmation in allen sozialen Schichten als ein Familienfest begangen. Die Mädchen erhielten ein langes, schwarzes Kleid. Je nach Kassenlage war es aus einfachem Stoff in schlichter Passform oder aufwändiger geschneidert, mit Samt, Seide, Plissee, Spitze und Stickerei verziert. Die Jungen bekamen ihren ersten Anzug mit langen Hosen. Manchmal gehörten auch Hut und Handschuhe dazu (Lebensstationen, S. 22 ff.).

In welche Verlegenheit und Schwierigkeiten Kinder "kleiner Leute" durch diese Kleidungsvorgaben gebracht wurden, berichtet Tönnies Hellmann sehr anschaulich: "1927, im März, wurde ich in der Apostelkirche [Hamburg] konfirmiert. Bei uns war es Sitte, daß man einen blauen Anzug, ein weißes Hemd mit Manschettenknöppe und Schlips anhatte. Und schöne Schuhe brauchte man auch noch! Ich hatte alle diese Sachen natürlich nicht. Ich erinnere mich noch so gut an diese Situation, weil es für meine Mutter, die wieder mal kein Geld hatte, ein riesiges Problem war: Wo kriegen wir nur diese Kleidung her? Wir fanden dann einen Ausweg. Im Karolinenviertel gab es ein Teilzahlungsgeschäft. Es gehörte einem, der sich Bucky nannte. Er hatte diese Geschäftsform gewählt, um den Armen die Möglichkeit zu geben, sich einzukleiden. ... Ich ging also mit meiner Mutter ins Karolinenviertel. Bucky war sehr freundlich. Ich bekam meinen ersten Anzug. Dann kriegte ich ein kleines Büchlein, in das Bucky die Schuldsumme hineinschrieb. Nun machten wir ab: wöchentlich drei Mark. Mehr konnten wir auch nicht zahlen. Jo, und dann bin ich jede Woche ins Karolinenviertel marschiert ...bis die ganze Summe abbezahlt war." (Dönhoff/Barenberg, S. 39 ff.).

Die Einsegnung wurde für manches Kind zur bleibenden Erinnerung, weil man in der festlichen Aufmachung auch zum Fotografen ging. Dieses Foto oder der sorgfältig unter Glas und im Rahmen bewahrte Konfirmationsspruch schmückte in vielen Wohnungen die Wand.

Hochzeit

In der vorindustriellen Gesellschaft war die Familiengründung zwingend an den erfolgreichen Aufbau einer selbständigen Existenz gebunden. Mit dem Fortfall juristischer und wirtschaftlicher Hindernisse wurde nach der Jahrhundertwende so viel geheiratet wie bis dahin noch nie in der deutschen Gesellschaft. Gerade in den unteren Schichten, in denen traditionell ein großer Teil der Bevölkerung bis dahin wegen Besitzlosigkeit von der Ehe ausgeschlossen gewesen war, wurde nun auch die Ehe und Familiengründung bedeutsam.

Auf dem Land und unter den Kleinbürgern und Arbeitern in den Städten setzte sich ein weißes Hochzeitskleid erst nach 1920 durch. Bis dahin trug die Braut in Anlehnung an frühere Festtagstrachten, die dunkel waren, und auch aus praktischen Erwägungen ein schwarzes Kleid. Nach der Hochzeit konnte sie dieses für weitere festliche Anlässe und auch im Trauerfall weiter verwenden. Zum dunklen Kleid schmückte sich die Braut mit einem weißen Schleier (Lebensstationen, S. 45 ff.).

Die Poesie und Sentimentalität, die in einer bürgerlichen Festgestaltung das Hochzeitsfest umrankte, fiel in den unteren Bevölkerungsschichten oft zwangsläufig weit nüchterner aus: "Viel Plage verursachten uns die Anstalten zu unserer Hochzeit nicht. Ich setzte die Arbeit für den ganzen Tag aus, ebenso nahm sich meine Braut von ihrem Bauern den benötigten Urlaub. Zwei Tagelöhner aus unserem Bekanntenkreis begleiteten uns zu den Trauungszeremonien – dann waren wir verheiratet. ... Am nächsten Tag waren wir schon wieder an der Arbeit", berichtet der Tagelöhner Franz Rehbein (Beuys, B., S. 410).

Aus den Vierlanden liegen sehr anschauliche Beschreibungen über ausgedehnte Hochzeitsfeiern mit reichlichem Essen und Tanz bis in den Morgen vor. Es wird aber auch darauf hingewiesen, dass das Einsammeln von Geldspenden – laut erlassener Armenverordnungen – auf Hochzeiten, bei Kindtaufen und Begräbnissen in ganz Deutschland üblich war. In den Vierlanden wurde diese Sitte noch bis 1915 befolgt. Am Ende der großen Mahlzeit erbaten viele der Helfer – Musiker, Köchin, Tagelöhner, Mägde – mit scherzhaften Begründungen, um die Sache nicht zu stark nach Bettelei aussehen zu lassen, eine Geldgabe. Den Schluss machte eine betagte Frau mit einer Spendendose, der so genannten "Armenbüchse".

Mit den von der Mahlzeit übrig gebliebenen Speisen und Kuchen wurden die Nachbarn versorgt, die mit Geschirr und Tischwäsche ausgeholfen hatten, und arme Leute, die draußen schon warteten. Kranken Dorfbewohnern im Ort wurde ein Topf Suppe mit Fleischklößen vorbeigebracht.

Tod und Beerdigung

Auch der Tod eines Menschen wurde je nach Möglichkeiten feierlich umrahmt. Um 1900 war der Tod zu Hause präsenter als heute, weil man in der Regel in der eigenen Wohnung starb. Die Angehörigen waren an einer Trauerkleidung zu erkennen. Die Dauer der Trauerzeit und das Tragen der damit verbundenen Kleidung war vom Verwandtschaftsgrad mit dem Toten abhängig. Bei einem nächsten Verwandten ging man ein Jahr in tiefer Trauer (schwarz), dann folgte ein halbes Jahr Halbtrauer (schwarz-weiß), hierauf wurde noch drei Monate lang abgetrauert in blau und schwarz. War es nicht möglich, sich eine dunkle Oberbekleidung zu besorgen, behalf man sich mit einer schwarzen, ca. 8 cm breiten Trauerbinde am Oberarm des Mantels und befestigte ein schwarzes Band am Jackettrevers.

Von der Arbeiterin Adelheid Popp hören wir, wie der Sterbende zu Hause verabschiedet wurde: "Mein Vater wurde ... von einem Krebsleiden befallen, wodurch wir in große Not kamen. ... Eines Tages war es so weit, daß der Geistliche geholt wurde, um dem Vater die Beichte abzunehmen und ihn mit den Sterbesakramenten zu versehen. Das war für mich ein großes Ereignis. Alle Hausbewohner knieten in unserem Zimmer und wir mit ihnen. Weihrauch erfüllte die Luft, und das Schluchzen meiner Mutter war zwischen den Gebeten hörbar. Wenige Stunden später starb mein Vater. ... Ich empfand keine Betrübnis, ja, als ich die von einer wohlhabenden Familie geliehene Trauerkleidung mit Hut und Schleier trug, empfand ich weit eher ein Gefühl der Genugtuung, auch einmal so schön angezogen zu sein." (Jugend einer Arbeiterin, S. 27).

Selbstverständlich wurde der Verstorbene bis zur Beisetzung im Haus aufgebahrt. Unabhängig von der sozialen Schichtzugehörigkeit und davon, welcher Konfession man angehörte, wurde versucht, dem Ereignis einen würdevollen Rahmen zu schaffen. Dabei war die gesamte Hausgemeinschaft unterstützend einbezogen und teilte in der schweren Stunde das familiäre Leid. Die materielle Not blieb.

Eine andere Arbeiterin, Ottilie Bader, erzählt aus ihrer Kindheit: "Unsere Mutter ... starb dann sehr bald an der galoppierenden Schwindsucht. Von uns Kindern war das älteste acht und das jüngste drei Jahre alt. Aber selbst solch ein Unglück mußte noch einen Gefährten haben! Es waren schlimme Wintertage und draußen war Glatteis. Mein Vater fiel und verstauchte sich die rechte Hand. So fiel mir siebenjährigem Ding gleich die ganze Arbeit zu. Das erste aber war, daß ich die tote Mutter waschen und ihr die Haube aufsetzen mußte. Die Leute kamen und lobten mich und nannten mich ein "gutes Kind" und niemand wußte, welches Grauen in mir war vor der Unbegreiflichkeit des Todes. Der Verdienst des Vaters reichte kaum zum dürftigsten Leben. Wir wußten deshalb nicht, woher das Geld nehmen für die Beerdigung der Mutter. Da kamen als Retter in der Not die Borsigschen Arbeiter und brachten uns eine Summe Geldes, die sie unter sich gesammelt hatten." (Proletarische Lebensläufe, Band 1, S.132).

Bei der Beerdigung gab es eine strenge Hierarchie der Bestattungen nach Klassen. Die Abstufungen waren für jeden sichtbar. Der einfachste, schlichte Fichtensarg zur billigsten Klasse V – der so genannte Armensarg – kostete um 1900 12-14 Mark, während ein aufwändig gearbeiteter Metallsarg oder ein Eichensarg mit reichem Dekor von Beschlägen, Metallapplikationen und verzierten Zinkgriffen zur Beerdigungsklasse I gehörten und für etwa 646 Mark zu haben waren. Auch die Sargträger zeigten mit unterschiedlichen Kopfbedeckungen, in welcher Klasse der Tote bestattet

wurde. Ferner waren am Schmuck der Pferde vor dem Leichenwagen oder an der Anzahl der Sänger bei der Beisetzung die unterschiedlichen Kategorien auszumachen. Wenn irgend möglich, wählte man eine Klasse höher als es der eigenen Sozialschicht entsprach. Es war der Wunsch nach Respekt und Anerkennung, der sich so zeigte.

Neujahr und Fastnachtslaufen

Es gibt zahlreiche Sitten und Bräuche, die das Jahr und seine Feste begleiten. Am Neujahrstag von Haus zu Haus zu gehen und Glück zu wünschen, ist aus vielen Teilen Deutschlands überliefert. In den Vierlanden wurde es "beten gehen" genannt: Arme Kinder, aber auch Erwachsene in dürftigen Verhältnissen, besonders alte Frauen, sprachen oder sangen vor den Türen begüterterer Bewohner den bekannten Vers: "Das alte Jahr vergangen ist, wir danken dir Herr Jesu Christ, dass du uns in so großer G'fahr so gnädiglich behütet dies Jahr." Sie erbaten danach für die Bewohner Glück und Segen im neuen Jahr. Mit Kleingeld, Neujahrskuchen und Äpfeln wurde ihnen gedankt.

Aus Süddeutschland beschreibt Adelheid Popp ihren Neujahrstag als Kind so: "Am Neujahrstag musste ich in unserem Dorfe und in der Umgebung Neujahr wünschen gehen. Das war eine von der ärmsten Bevölkerung geübte Sitte. Man ging nur zu den wohlhabenden oder als reich bekannten Familien und sagte dort einen Wunsch auf, wofür man eine Belohnung erhielt." (S. 29).

Zur Fastnachtszeit zogen in Bergedorf, in den Vierlanden und in der Winsener Marsch die Kinder eine ganze Woche lang in kleinen Trupps durch das Land. Die kleinen Kinder klopften mit einem Holzhammer an fremde Türen, die größeren hatten einen Rummelpott dabei. Dies war für gewöhnlich ein Senftopf aus Steinzeug oder ein braunglasiertes Vorratsgefäß, welches mit einer getrockneten Schweinsblase straff überspannt war. Vorher hatte man an der Schweinsblase ein etwa 20 cm langes Reet- oder Rohrstück befestigt. Wurde mit dem befeuchteten Zeigefinger und Daumen der rechten Hand an dem Reetstummel gerieben, so entstand ein eigenartig brummendes Geräusch, ein dumpfer Ton. Dazu sangen die Kinder lange Bittverse. Nachdem sie eine Gabe bekommen hatten, hieß es: "Sie haben uns eine Verehrung gegeben, der liebe Gott lasse Sie in Freuden leben, adjüs, adjüs, adjüs".

Diese Sitte des Fastnachtslaufens wurde in einigen Kirchspielen bis 1920 begangen. Der Brauch hatte seine Berechtigung zu der Zeit, in der die Erwerbsverhältnisse misslich und unsicher waren. Die Not der unteren Bevölkerungsschichten war zur Winterszeit oftmals groß. Es wird glaubwürdig versichert, dass arme Familien in der verdienstlosen Zeit oft vierzehn Tage und länger von dem Ertrag aus der Fastnachtssammlung durch die Kinder lebten (Finder, E., Teil 2, S.193).

Ostern

Am Grünen Donnerstag gingen nach altem Herkommen die Dienstboten fast ohne Ausnahme zur Beichte und zum Abendmahl. Im Hamburger Raum war es allgemein üblich, in kleinen wie in großen Häusern am Osterabend hart gekochte "Pascheier" und am Ostertag "Paschsemmel" zu essen. (Auch in diesen Bezeichnungen steckt noch das hebräische Wort "Passah" und das mittelhochdeutsche Wort "paschen" = Ostern in der Vorsilbe "Pasch-").

In einem Bericht aus den Vierlanden wird die genaue Eierzuteilung auf dem Hof erwähnt: Der Großknecht bekam zwölf, der Kleinknecht zehn, die Mägde je acht, dem Laufburschen und den Kindermädchen wurden je 6 gekochte Eier gegeben (Finder, E.,Teil 2, S.199).

Mit Ostern sind viele alte Bräuche verbunden, die in allen Landesteilen ähnlich praktiziert wurden, wie z.B. das Osterfeuer abbrennen, das Osterwasser holen, das Färben der Eier und das Ostereier suchen draußen im Garten. In den ländlichen Gebieten wurden die Bräuche intensiver gepflegt als in den Städten – gerade auch unter Beteiligung der unteren sozialen Schichten.

Kinder in der Stadt bekamen bunte Zuckereier auf einem Teller. Wenn sie Glück hatten, war eine Hasenfigur aus Pappmaché damit gefüllt. Selbst-verständlich wurde dieser hohle Papphase, der einen abnehmbaren Kopf hatte, alle Jahre wieder verwendet.

Die heute fünfundachtzigjährige Hella T. erzählt: "Einen Garten zum Ostereier verstecken hatten wir nicht. Aber Mutter säte drei bis vier Wochen vor Ostern Gerstenkörner in feuchte Erde und

brachte sie in der warmen Küche zum Keimen. In diese "grüne Saat" konnte dann der Osterhase seine Eier – in buntes Stanniolpapier gewickelte Schokoladeneier – legen."

Viel mehr als es heute der Fall ist, spielte auch ein bestimmtes Gebäck – der Osterkringel – eine große Rolle. Er wurde aus Hefeteig mit Weizenmehl gebacken, das sich viele Familien nur an höchsten Feiertagen leisten konnten. Wohlhabendere Familien buken einen Osterkringel, der mit Rosinen, Zucker und vielleicht auch noch mit Mandeln gefüllt war.

Weihnachten

Dem Weihnachtsabschnitt sollen einleitend Weihnachtserinnerungen Ernst Rietschels (Bildhauer in Dresden) aus dem 19. Jhd. vorangestellt werden. Er beschreibt darin anschaulich, auf welch einfache Weise das Kleinbürgertum zu seiner Zeit das Fest beging.

Wie in Norddeutschland der Osterkringel, so war in Dresden und Umgebung zu Weihnachten der Weihnachtsstollen das bestimmende Element: "Jede noch so dürftige Familie suchte zu Weihnachten einige Stollen und Kuchen zu backen. Es war dies das eine Mal im Jahr, wo jeder glaubte, das Recht zu haben, sich einen Genuß zu verschaffen, wie Menschen von besseren Verhältnissen. ... Wir Kinder hatten nur in den frühesten Jahren ein kleines Christbäumchen mit einigem billigen Spielzeug angeputzt erhalten. ... Von meinem achten Jahre an kam es zu keiner Bescherung mehr. Die ahnungsvolle glückliche Stimmung für das Fest hatte in der frühesten Jugend, als ich noch durch die billigsten Kleinigkeiten befriedigt werden konnte, Platz in mir gewonnen. Daß Geschenke und Christbäumchen später fehlten, vermißte ich nicht. Meine ganze Glücklichkeit konzentrierte sich in den Stollen, die erst am Heiligen Abend gebacken wurden, vorher hatte ich die im Jahre gesammelten Pflaumenkerne aufzuklopfen, die statt bitterer Mandeln benutzt wurden. Über die Behaglichkeit dieser Arbeit ging nichts. Erst spät in der Nacht kehrte die Mutter mit dem Backwerk vom Bäcker nach Hause zurück [noch bis etwa 1950 war es üblich, mit seinem Kuchenteig zum Bäcker zu gehen und ihn dort im Ofen abbacken zu lassen], die Wohnung wurde mit süßem Duft erfüllt. Ich hatte kein Schlafbedürfnis und wachte mit dem Vater, der das Spätaufbleiben erlaubt hatte. Nachdem die Stollen glücklich angelangt waren, ging ich ruhig zu Bett und erwachte um sechs Uhr früh, wenn das Fest mit den Glocken eingeweiht wurde, in gehobener Stimmung, die der Geburt des Christkindes galt und der Aussicht auf köstlichen Stollen zum Kaffee und schulfreie Tage." (In: Die Jugend großer Deutscher ..., S.192).

Auch auf dem Lande standen bis etwa 1920 über alle Standesgrenzen hinweg nicht so sehr der Tannenbaum und das Schenken im Mittelpunkt als vielmehr das Essen und das gemeinsame Verbringen der Festtage. Weihnachten hatte auch eine soziale Ausgleichsfunktion. Vom Heiligen Abend bis oft zum Fastnachtsdienstag aßen nach altem Brauch alle dienenden Hausgenossen – Knechte, Mägde, Tagelöhner, Stallburschen – gemeinsam mit dem Bauern und seiner Familie in der warmen Stube. Das festliche Mahl am Weihnachtstag wurde am späten Nachmittag eingenommen. Es gab Milchreis mit Zimt und Zucker, verschiedene Schweinefleischgerichte, stets aus reinem Weizenmehl gebackenes Feinbrot und oft abschließend noch eine süß-saure Suppe mit Klößen und Rosinen.

Nach dem Essen saß man weiter gemeinsam am Familientisch beisammen, erzählte, handarbeitete, las oder spielte Karten. Ein mit Äpfeln, vergoldeten Nüssen, Fondantkringeln, ausgeblasenen Eiern und figürlichem Backwerk behängter Tannenbaum stand in der Stube. An der Spitze steckte oft ein Stück Goldfolie. Vier bis sechs kleine Talglichter wurden für eine kurze Zeit angezündet; sie sollten noch bis Neujahr halten. Sie gaben dem Baum den besonderen Glanz.

Ärmere Kinder standen draußen an den Fensterscheiben und staunten den Baum als etwas ganz Wunderbares an.

In einigen weniger begüterten Familien band man einige kleine Tannenzweige zusammen und steckte sie in eine zurechtgeschnittene Steckrübe oder ein Sandhäufchen auf dem Tisch. Oft waren auch daran Äpfel, Nüsse, Gebäck und zwei oder drei Lichter befestigt.

Es folgte die Bescherung der Kinder am Abend: ein Kleidungsstück, etwas Brauchbares für die Schule, ein wieder hergerichtetes Spielzeug und immer auch ein bunter Teller mit Keksen, Nüssen, Äpfeln und Marzipan. Wie wir aus den "Buddenbrooks" (Thomas Mann) wissen, war das in der Stadt, im gehobenen Bürgertum anders.

Ärmere Stadtkinder empfanden gerade zu Weihnachten den Mangel besonders: "Wenn Weihnachten, wenn Christkindlzeit war, dann sind wir zum Nachbarn rübergegangen. Bei uns hat's ja nichts gegeben. Wer hat denn damals schon Spielzeug gehabt! Es hat schon Spielzeug gegeben. Aber für uns nicht. Spielzeug auf Weihnachten hat's nicht gegeben. Ein Plätzerl oder einen Strumpf, das hat's auf Weihnachten 'geben ..." (Das häusliche Glück, S. 228).

Auf dem Lande versammelten sich nach dem Stalldienst am späten Abend wieder alle in der Stube. Nun wurden die Dienstboten beschenkt. Ohne Unterschied erhielt jeder ein Pfund Pfeffernüsse, dazu lagen noch Äpfel und Walnüsse zum sofortigen Verzehr bereit. Erst nach 1918 wurde es üblich, für jeden auch noch ein Kleidungsstück dazuzugeben. Die Bauersleute, die Erwachsenen generell, beschenkten einander nicht, die kleinen Leute schon gar nicht.

Der zeitliche Ablauf des Weihnachtsabends mit einer vorgegebenen Reihenfolge gibt Auskunft über die Wertigkeit der einzelnen Abschnitte. An erster Stelle steht wieder das Essen und die Gemeinsamkeit. Es ist nicht verwunderlich, dass sich in ganz Norddeutschland für den Heiligen Abend der Begriff "Vullbuksabend" gebildet hatte (Finder, E.,Teil 2, S.179; Sievers, K. D., S.422).

Das Weihnachtsessen war durch Vorgaben geregelt, die oftmals noch abergläubischen Hintergrund hatten. Man brachte "neunerlei" Gerichte auf den Tisch (Weber-Kellermann, Das Weihnachtsfest, S.169), wobei Brot, Salz und Äpfel mitzählten. In einem Bericht aus einem ärmeren Haushalt in Süddeutschland werden jedes Weihnachten "zehnerlei" Nahrungsmittel auf dem Tisch gezählt. Das erinnert schon fast an das jüdische Passah-Mahl, zu dem bekanntlich zehn Speisen gehören.

Für die kleineren Leute bildete das Weihnachtsessen in noch viel stärkerem Maße den Höhepunkt des Festes als in anderen Haushalten. Hier zur kargen, täglichen Kost etwas Zusätzliches zu haben, machte den Abend zum Fest: "Wenn die Mutter und der 13jährige Bruder einmal mit Überanstrengung 2 Mark mehr verdienten, dann konnte zu Weihnachten ein Kuchen gebacken werden und die armselige Ernährung durch dreimal täglich Kartoffeln mit einem Stück Fleisch ergänzt werden. Bei Festlichkeiten wurde auch mal ein Hering gekauft, der aber nicht auf einmal aufgegessen werden durfte." (Proletarische Lebensläufe, Band 1, S.101).

In Reinbek war Weihnachten auch mit Geschenken an Bedürftige verbunden. Den Armen schenkte man existentiell Notwendiges, damit sie mitfeiern konnten. Mathilde Weise-Minck schreibt, dass private Helfer mit dem Vaterländischen Frauenverein zusammen im Schloss (damals Hotel) eine "Armenbescherung" veranlassten: "Dann wurde alles verteilt, auch viel Fleisch und Lebensmittel und Kuchen und wir Kinder nahmen das Konfekt vom Tannenbaum und verschenkten es." (S.39).

Die Arbeiterin Adelheid Popp berichtet: "Als ich schon in die Schule ging, wurde von einem reichen Mann, der eine Fabrik besaß, in der viele Hunderte Männer und Frauen arbeiteten, für die armen Schulkinder eine Weihnachtsbescherung veranstaltet. Auch ich gehörte zu den Glücklichen, die mit Naschwerk und wollenen Kleidungsstücken beschenkt wurden. Die große, mächtige Tanne

gab mehr Licht, als ich je gesehen hatte, und der Festschmaus, der uns gegeben wurde, brachte uns alle in eine glückselige Stimmung. ... Was anderen Kindern Entzücken bereitet und glückseligen Jubel auslöst, Puppen, Spielzeug, Märchen, Näschereien und Weihnachtsbaum, ich kannte das alles nicht, ich kannte nur die große Stube, in der gearbeitet [Heimarbeit], geschlafen, gegessen und gezankt wurde. ... Ein Weihnachtsabend ... ist mir noch immer in Erinnerung. Beinahe hätte ich dieses Mal einen Weihnachtsbaum bekommen. Meine Mutter wollte mir, ihrem jüngsten Kinde [von 15 Kindern] auch einmal zeigen, was das Christkind ist. Wochenlang hatte sie immer einige Kreuzer zu erübrigen getrachtet, um ein kleines Kochgeschirr für mich zu kaufen. Der Weihnachtsbaum war geschmückt mit bunten Papierketten, vergoldeten Nüssen und mit dem bescheidenen Kochgeschirr behängt. Mit dem Anzünden der Lichter wurde auf den Vater gewartet, der zum Fabrikanten gegangen war, um Ware abzuliefern ...". Der Vater kam nicht. "Wir waren alle hungrig und verlangten zu essen. Es gab Mohnnudeln, Äpfel und Nüsse. Nach dem Essen musste ich zu Bette gehen, ohne dass die Lichter auf dem Weihnachtsbaum gebrannt hätten. Die Mutter war zu missgestimmt und zu sorgenvoll, um den Baum anzuzünden ...". Spät abends kam der Vater schließlich angetrunken nach Hause. Es gab Streit. "Ich guckte bei dem Lärm, der sich nun erhob, von meiner Schlafstelle nach den Eltern – und da sah ich, wie der Vater mit einer Hacke den Weihnachtsbaum zerschlug" (S. 25 ff.).

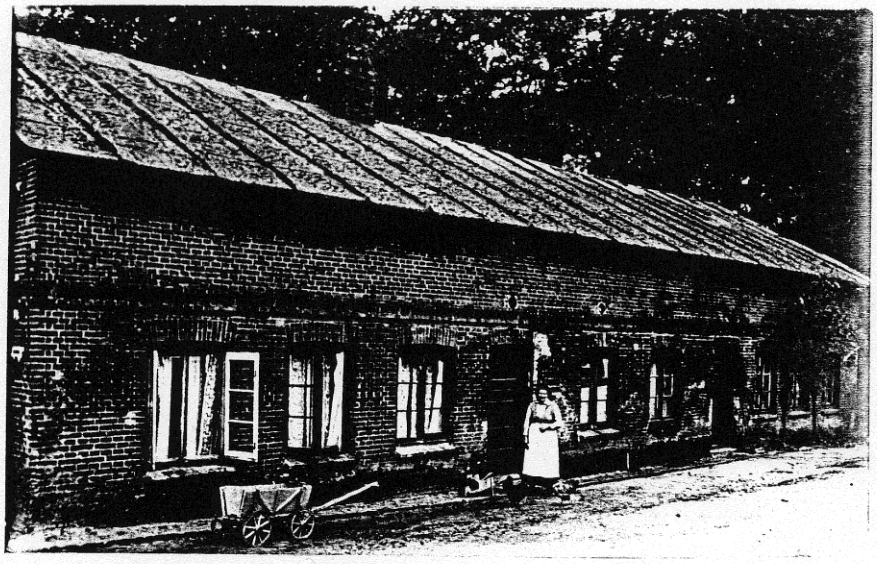
Selbstverständlich gibt es auch trotz aller Einschränkungen zahlreiche glücklichere Kindheitserinnerungen. In manchen Familien wurde eine Papierkrippe gebastelt. Die aus kräftigem Papier leicht gewölbten Figuren kaufte man ausgestanzt und mit kleinen Stegen zusammenhängend in großen Bogen. Ein alter Bekannter aus Mitteldeutschland erinnert sich, wie der Großvater mit ihm am

1. Adventssonntag zum Bahndamm ging, um grünes Moos für die Krippe zu holen. Damit begann die Weihnachtszeit. Zum Aufstellen der Krippe hatte der Großvater zugespitzte Holzstöckchen rückseitig an die Figurenenden geleimt, mit denen man sie in die dicken Moospolster einstecken konnte. Dann wurde in der Wohnküche eine Wandecke freigemacht und die Krippenlandschaft auf einem dreieckig zugeschnittenen und schräg in die Wandecke eingehängten Brett aufgebaut.

Eine andere vorweihnachtliche Tätigkeit war das Herstellen so genannter "Eisschokoladefiguren" für den Weihnachtsbaumbehang, wobei auch die ganze Familie beteiligt war. Großvater und Enkel holten mit dem Handwagen vom nahen "Eishaufen" [von der Brauerei für den Kühlhausbedarf aus der Eisdecke des im Winter zugefrorenen Dorfteichs heraus gesägte und gegen das Abschmelzen in der warmen Jahreszeit mit Kohlengrus überdeckte Eisschollen] ein großes Schollenstück nach Hause, wo es in der Küche über die Ränder des Waschtrogs gelegt wurde. Inzwischen hatte die Mutter auf dem Ofen einfache Blockschokolade geschmolzen, die nun in flache [käuflich erhältliche] Metallformen gegossen und zum Erstarren auf die ebene Eisfläche gestellt wurden. Die abgekühlten und aus den Formen gelösten Figuren umwickelten Mutter und Großmutter – mitsamt einem jeweils zur Schlaufe gelegten Zwirnfaden für die Aufhängung – mit farbigem Stanniolpapier. Dieses Stanniolpapier gab es zu Beginn des 20. Jahrhunderts an Stelle der heute verwendeten Alufolie in vielen Farben bogenweise zu kaufen.

Der Weihnachtsbaum stand hier aus Platzgründen nicht in der Wohnküche, sondern in der Schlafkammer auf einem Tisch. Öffnete man die Verbindungstür, so war vom großen Esstisch in der Küche aus der Weihnachtsbaum zu sehen. Wenn man abends im Bett lag, duftete der Raum nach dem Schokoladenbehang und frischem Tannengrün.

Das gemeinsame Familienessen wurde auch in dieser Familie zum Hauptpunkt des Abends. Stolz zählte der Großvater alle aufgetragenen, wenn auch sehr einfachen Speisen auf. Er betonte damit einerseits das Besondere dieser Mahlzeit, andererseits aber auch, dass damit nun auch die Sorge um die Ausstattung des weihnachtlichen Tisches vorbei war. Es stand genug für jeden bereit.



Marie Strauss
geb. Hamann
* 16.10.1881
+ 3.1958

Aufgen. ca. 1920

Ehemalige Räucherkate am Gleisner's Park / Klosterbergenstraße

Besitzer: Gleisner

Unterkunft für 4 Familien

Vorderseite v. links: 1. Familie Karl Strauss mit 6 Personen
2. Familie Grundig mit 3 Personen

Rückseite v. links: 3. Familie Franz Krause mit 6 Personen
4. Wohnung wegen Baufälligkeit unbewohnbar

Miete: ca. 12,- DM / Monat

Wohnung der Familie Strauss:

1. Wohnküche, Fußboden mit Kopfsteinpflaster — ca. 16 m²
   Kochstelle: dreibeiniger Herd / 2 Kochstellen
2. Wohnzimmer mit Alkoven / Kinderschlafplatz — ca. 14 m²
   Fußboden: Rotsteinziegel
3. Elternschlafzimmer, Fußboden: Rotsteinziegel — ca. 8 m²
4. Kriechkeller zum Einlagern von Kartoffeln
   Niedergang unter dem Schlafplatz der Kinder

Wasserversorgung: Quelle in Gleisner's Park

Latrine: Außerhalb im Schuppen

Kleintierhaltung im selbstgebauten Stall und Schuppen:
1 Schwein, div. Hühner, div. Kaninchen

Familie Franz Krause hat noch bis etwa 1925 Fleisch, Wurst und Schinken im Lohnauftrag geräuchert. Unter der Traufe sieht man die Rauchabzüge

Die Kate wurde um 1930 abgerissen

12.3.1991
Alfred Wiener
Am Krähenwald 4a

Was gab es zu essen und zu trinken?

Anke Haak

Einfach und gut, gesund und preiswert, abwechslungsreich und nahrhaft sollte die Ernährung für die Familie sein. Einkaufen konnte die Hausfrau beim Kaufmann, beim Milchmann, beim Bäcker, beim Schlachter und auf dem Markt. Gemüse und Obst gab es den Jahreszeiten entsprechend zu kaufen. Wenn es möglich war, wurde durchs Haltbarmachen (Einkochen, Einlegen in Salzlake) ein Vorrat für den Winter angelegt.

Das Einkaufen, die Vorbereitungen und das Kochen nahmen die Hausfrau zeitlich sehr in Anspruch. Warme Mahlzeiten waren aber selbstverständlich. Dafür gab es auch kein Mäkeln am Essen: gegessen wurde „was auf den Tisch kam“.

Brot stand an erster Stelle der Ernährung, war preiswert und gut, den Hunger schnell zu stillen. Brot gab es zu allen Mahlzeiten und zwischendurch mit Butter, Schmalz und Sirup bestrichen. Brotreste wurden immer verwertet.

Getreidemehl aus heimischem Getreide wurden für alle Suppen und Soßen gebraucht, ebenso Graupen, Grieß und Reis.

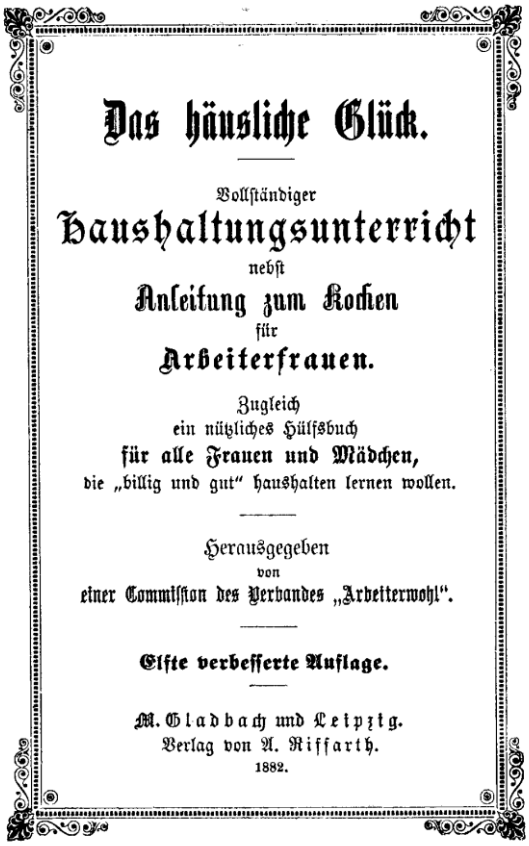
Kartoffeln waren eines der wichtigsten Nahrungsmittel, so zubereitet wie wir es heute auch kennen - pommes frites gab es allerdings noch nicht.

Man aß einheimische Gemüse der Jahreszeit (Karotten, Bohnen, Erbsen, Gurken, Zwiebeln, alle Kohlsorten, Kopfsalat, Endiviensalat, Feldsalat) und Obst der jeweiligen Jahreszeit: Kirschen, Beeren, Pflaumen, Äpfel, Birnen.

Mit Eiern und Butter, Fleisch, Wurst und Speck ließen sich nahrhafte und schmackhafte Gerichte herstellen. Und der Hering war das „klassische Arme-Leute-Essen“.

Zu trinken gab es Milch - auch mit abgekochtem Wasser verdünnt, Buttermilch, Kaffee, Tee, Kakao, Fruchtsäfte, kohlensaures Wasser, Limonade, Bier und - wenn man es sich leisten konnte: Bohnenkaffee.

Getreidekaffee konnte man sich selbst herstellen, indem man Roggen brannte und Gerste röstete.


Das häusliche Glück.

Vollständiger
Haushaltungsunterricht
nebst
Anleitung zum Kochen
für
Arbeiterfrauen.

Zugleich
ein nützliches Hülfsbuch
für alle Frauen und Mädchen,
die „billig und gut“ haushalten lernen wollen.

Herausgegeben
von
einer Commission des Verbandes „Arbeiterwohl“.

Elfte verbesserte Auflage.

M. Gladbach und Leipzig.
Verlag von A. Riffarth.
1882.

Getrunken wurde bei Durst, nicht aus „therapeutischen“ Gründen Als Süßes zwischendurch gab es Butterbrot mit Zucker oder Zuckerrübensirup und Kanndis zum Lutschen.

Einige Beispiele für Mittagsmahlzeiten aus dem Buch: „Das Häusliche Glück“

(Vollständiger Haushaltungsunterricht nebst Anleitung zum Kochen für Arbeiterfrauen)

- Bohnen, Kartoffeln, gebratene Leberwurst
- Kartoffeln, Zwiebelsauce, Heringe
- Linsensuppe, Kartoffeln, gebratener Speck
- Kohlrabi, Kartoffeln, Bratwurst

Beispiele für Abendmahlzeiten

- Buchweizenpfannkuchen mit Apfelkraut
- Buttermilchsuppe mit Butterbrot
- Kartoffelklöße mit Pflaumen
- Kartoffeln mit Specksauce

Aus einem Haushaltungsbuch für Arbeiterfrauen, 1881:

Mittags-Mahlzeiten für 4 Erwachsene in sehr dürftigen Verhältnissen. Für Winter und Frühjahr. (Der Tageslohn betrug ca. 1,40–1,90 Mark)			
Sonntag	3 Pfd. Sauerkraut	9 Pf.	44 Pf.
	5 Pfd. Kartoffeln	15 Pf.	
	1/4 Pfd. frischer Speck	20 Pf.	
Montag	1 1/2 Pfd. Erbsen in Suppe	25 Pf.	47 Pf.
	6 Pfd. Kartoffeln	18 Pf.	
	1 Pfd. frische Schweineknochen	4 Pf.	
Dienstag	1/2 Pfd. Gerste in Suppe	10 Pf.	35 Pf.
	6 Pfd. Kartoffeln	18 Pf.	
	Wurstbrühe od. Buttermilch	7 Pf.	
Mittwoch	1 1/2 Pfd. weiße Bohnen in Suppe	24 Pf.	43 Pf.
	5 Pfd. Kartoffeln	15 Pf.	
	Oel und Zwiebel	4 Pf.	
Donnerstag	7 Pfd. Kartoffeln	21 Pf.	45 Pf.
	Zwiebelsauce mit Oel	4 Pf.	
	1 1/2 Pfd. Panhas	20 Pf.	
Freitag	4 Pfd. Kartoffeln in Suppe	12 Pf.	39 Pf.
	1 Pfd. Buchweizenmehl in Pfannkuchen	20 Pf.	
	Fett zu Suppe u. Oel zu Kuchen	7 Pf.	
Samstag	1/2 Pfd. Reis in Suppe	9 Pf.	28 Pf.
	5 Pfd. Kartoffeln	15 Pf.	
	1 Lit. Wurstbrühe	4 Pf.	
Mark			2,81 Mark

Öffentliche Gesundheitsvorsorge in Hamburg

Anke Haak

Krankheiten wie Typhus, Pest, Pocken und Fleckfieber konnten über den Hamburger Hafen eingeschleppt werden; deswegen wurde der Hafenverkehr gesundheitlich überwacht. Das Hafenkrankenhaus und das Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten entstanden schon um die Jahrhundertwende.

- Eine Impfung war nur gegen Pocken möglich.
- Für Schwangere und Kleinkinder, Jugendliche, „Krüppel“ und Tuberkulosegefährdete gab es Fürsorgeeinrichtungen.
- Entbindungen konnten entweder im „Institut für Geburtshilfe (Finkenau)“ und in „Krankenanstalten“ stattfinden.
- Milch und Fleisch wurden auch durch die Gesundheitsbehörde kontrolliert.
- Infektiöse Kranke, wie Tuberkulosekranke, wurden in den Krankenhäusern behandelt: Mit Liegekuren, Licht, Luft und nahrhaftem Essen; also mit dem, was die Wohnungen nicht bieten konnten und die Ernährung bei knapper Kasse nicht hergab.
- Desinfektoren konnten zum Desinfizieren der Wohnungen (z.B. nach Tuberkulose) und auch zum Vernichten der Wanzen, Schaben und Flöhe geholt werden.
- Psychisch Kranke – häufig auch durch Alkohol verursacht – konnten eingewiesen werden in die „Irrenanstalten“ Friedrichsberg und Langenhorn.

Krankenpflege zu Hause

- Die Pflege der erkrankten Familienmitglieder (Erkältung, Grippe, Magen-Darmkrankheiten, Verletzungen) und die Pflege der Kinder bei Krankheit geschahen hauptsächlich zu Hause; waren Aufgabe der Mutter und Hausfrau. War sie selbst krank, musste die Großmutter oder die Nachbarin einspringen.
- Wenn möglich, wurde trotz der beengten Wohnverhältnisse ein „Krankenzimmer“ hergerichtet.
- Bevor ein Arzt geholt werden musste, half man sich selbst. Kleinere und auch größere Verletzungen wurden mit Leinenlappen und Verbandwatte verbunden.
- Mit flüssigen Speisen, Tees, feuchtwarmen Wickeln, überlieferten „Hausrezepten“ und - sicher etwas auch etwas mehr Zuwendung als sonst - wurde gepflegt.

Es half sowohl bei der Pflege als auch beim Wieder-gesund-werden, dass man nicht „wehleidig“ war und schnell „wieder auf die Beine“ kam.

Wasserversorgung in Hamburg

Anke Haak

Hamburg hatte seit 1843 die erste moderne Wasserversorgung und -entsorgung auf dem europäischen Kontinent. Das Leitungs- und Rohrnetz ist zum Teil noch heute in Betrieb.

Wasserleitungen konnten bis in jedes Haus gelegt werden.

Das Wasser wurde der Elbe entnommen, aber erst ab 1893 filtriert (Anlage Kaltehofe).Es verbesserte sich durch die zusätzliche Grundwasserversorgung ab 1905 (Wasserwerk Billbrook). Zum Trinken wurde abgekochtes Wasser genommen.

Das gebrauchte Wasser konnte innerhalb des Hauses weg gegossen werden und wurde durch die Abflussrohre und die Kanalisation entsorgt – in die Elbe!

In einigen Häusern gab es Toiletten mit Wasserspülung, diese befanden sich allerdings im Treppenhaus. Ein „Badezimmer“ gab es noch nicht, der „Badetag“ war - wenn überhaupt - nur einmal wöchentlich vorgesehen; und zwar in der Wohn-Küche in der Zinkwanne. Darin badeten zuerst die Kinder, dann die Eltern.

Als Angebot zur „Reinlichkeit“ gab es deswegen in Hamburg öffentliche Einrichtungen zum Baden: Die erste Warmbadeanstalt dieser Art in Hamburg war die Wasch- und Badeanstalt Schweinemarkt 1855 (heute Mönckebergstraße/Glockengießerwall). Sie bot 65 Wannenbäder, 49 für Männer und 16 für Frauen. Später entstanden Badeanstalten, die auch ein Schwimmbad enthielten. Aus dieser Zeit kennen wir heute noch die Hallen-Schwimmbäder in Eppendorf (Kellinghusenstraße) und Eimsbüttel (Hohe Weide).

Die Wasserversorgung und - entsorgung wurde nach den schweren Choleraepidemien in Hamburg, die letzte war 1892, als das Wesentlichste zur Gesunderhaltung der Bevölkerung angesehen.

Letztlich fanden Wasserversorgung und -entsorgung aber auch nur über *einen* Fluss statt, die Elbe. Mit der wachsenden Bevölkerung, dementsprechend vermehrtem Abwasser und zusätzlichem Industrieabwasser, verschlechterte sich die Wasserqualität.

Ein volkstümliches Gedicht 1872 beschreibt diesen Zustand:

Vom Tier im Hamburger Wasserrohr

Da kommen 16 Arten vor:

Ein Neunaug’, Stichling und Aal

Drei Würmer leben in dem Strahl

Drei Muscheln und drei träge Schnecken

Sich mit der muntern Assel necken

Ein Schwamm, ein Moostier, ein Polyp

Die dringen lustig durch das Sieb

An toten Tieren kommen raus

Der Hund, die Katze und die Maus

Noch nicht gefunden sind, Malheur

Der Architekt und Ingenieur

Eine große Epidemie, die auf verunreinigtes Wasser zurückzuführen war, fand nach 1892 jedenfalls nicht mehr statt in Hamburg.

Spielen: Ein Beispiel

aus „Werkbank, Waschtag, Schrebergarten“

Ich habe mit den gleichaltrigen Kindern gespielt. Da waren die Kreisspiele. Oder wir haben mit Kreide irgendeine Fläche gezeichnet, und da musste man nach bestimmten Regeln durchhucken. Oder wir haben mit Kugeln gespielt. Mit kleinen Tonkugeln oder mit schweren Stahlkugeln aus der Fabrik. Da gab es diese schweren Stahlkugeln aus Zementmühlen oder aus großen Kugellagern. Die wurden von den dort arbeitenden Vätern mitgebracht. Und wir machten Steckspringespiele und Gesellschaftsspiele. Alles, was es gab, wurde gespielt. Die Kinder hatten immer was. Es gab sogar bestimmte Abschnitte des Jahres, in denen bestimmte Spiele gespielt wurden. Zum Beispiel im Frühjahr das Kreiseljagen mit einer Peitsche.

Spielen und Spiele

Gudrun Schmidt

Spielen - das bedeutet keinesfalls nur, freie Zeit zu gestalten. Im Spiel geht das Kind auf Entdeckungsreisen, es macht Experimente. Ganz nebenbei werden im Spiel Bewegungsdrang, körperliche Kräftigung, soziale Kontakte entwickelt und gefördert.

In einer Zeit, da Fernsehen, Computer, technische Spiele und organisierte Hobbys noch nicht Bestandteil des Alltags auch eines Kindes waren, nahm das freie Spiel einen wesentlich größeren Raum ein. Sicher, viele Jungen und Mädchen hatten früher bereits zeitig Pflichten in Haus und Familie zu übernehmen. Vor allem die Kinder der ärmeren Schichten mussten oft schon zum Lebensunterhalt der Familie beitragen - direkt oder indirekt. So führten Mädchen häufig bereits einen Teil des Haushaltes und versorgten und beaufsichtigten die jüngeren Geschwister, wenn auch die Mutter arbeiten ging.

Trotzdem gab es sicherlich im Tagesablauf jeden Kindes - vor allem der jüngeren - auch Gelegenheit zum Spielen. Gewiss nicht in einem der heute meist so überreich mit Spielsachen ausgestatteten Kinderzimmer. Zwar gab es auch damals „das Kinderzimmer“, es war aber Privileg der Oberschichten. Kinder der Mittelschicht und vor allem der unteren hatten oft nicht einmal ein eigenes Bett.

„Gekaufte“ Spielsachen wie Puppenstube, Ritterburg, Eisenbahn blieben für diese Kinder meist unerfüllbare Wunschträume. Dafür aber gab es oft von den Eltern - oder älteren Geschwistern - selbst gebastelte Gegenstände: Flickenpuppen, Stoffbälle, aus Holz gefertigte Wägelchen, aus Zwirnsrollen und Gummiband gefertigte „Fahrzeuge“, Stallgebäude mit ausgesägten Tieren etc. Aber auch Phantasie und Kreativität der Kinder selbst waren gefragt.

Wir „Nachkriegskinder“ - aus Mangel an Konsumgütern in einer ähnlichen Situation wie die Kinder früherer Zeiten, wenn „Schmalhans Küchenmeister“ war - entwickelten viel Eigeninitiative:

Eine bis auf den Boden hängende Tischdecke ergab unter dem Küchentisch unser „Spielhaus“. Aber auch ein größerer Karton konnte Haus, Schiff, einen Bahnhof darstellen. Der Zug war dann eine Reihe hintereinander aufgestellter Stühle.

Aus Zeitungspapier bastelten wir spitze Hüte, aber auch Papierschiffchen, die wir in der Waschschüssel oder später draußen in den Wassertümpeln schwimmen ließen. Auch Flugzeuge oder „Schwalben“ mit erstaunlichen Gleiteigenschaften konnten wir aus Papier falten, als wir etwas älter waren. Das war dann auch die Zeit, in der wir Mädchen uns Anziehpuppen und deren Kleidung selbst herstellten - aus Pappe, Papier, mit Buntstiften und Schere. Aus selbst hergestellter Seifenlauge - Kernseife in Brunnenwasser aufgelöst - zauberten wir mit „echten“ Strohalmen in der Erntezeit „echte Seifenblasen“. Oder wir spielten das sehr beliebte Spiel „Abheben“ (auch: *Fadenspiel* oder *Hexensspiel*), für das man nur einen einfachen, langen Wollfaden brauchte, der an den beiden Enden zu einer Schlinge verbunden wurde. Man nahm ihn dann zwischen die Finger der beiden Hände, wobei eine zweite Person mit einiger Fingerfertigkeit durch mehrfaches „Abheben“ schöne Linienmuster „zaubern“ konnte. Jahrelang spielten wir auch „Mensch-ärgere-Dich-nicht“ auf einem Spielbrett, das meine Mutter uns auf ein Pappquadrat aufgezeichnet hatte und dessen Spielfelder wir dann farbig anmalen durften.

Bei Reisen in ärmere Länder kann man noch heute Kinder hingebungsvoll mit selbst gebastelten Spielsachen spielen sehen - mit kleinen Drachen, hergestellt aus den allgegenwärtigen Plastiktü-

ten, mit „Autos“, gebastelt aus leeren Getränkedosen und Drahtkonstruktionen. Oder verrostete Fahrradfelgen werden um die Wette wie unsere Reifen damals mit Stöckchen vorangetrieben.

Uns Kindern bescherte der Herbst mit seinen Früchten, vor allem Eicheln und Kastanien stets eine besondere „Fundgrube“ für eigene Aktivitäten. Über das dekorative Basteln von Halsketten und Armbändern daraus waren wir auch sehr kreativ im Herstellen oft recht abenteuerlich anmutender Tiergestalten, mit denen wir dann „Zoo“ spielten. Als Beine und Hälse dienten uns dabei abgebrannte Streichhölzer (Zahnstocher kannten wir nicht!).

Solche Bastelarbeiten konnten sowohl im Haus als auch im Freien stattfinden - genau wie die beliebten Spiele „Schule“, „Familie“, „Hochzeit“, „Feine Dame“, „Prinzessin“. Hierbei waren die kleineren Geschwister, die ja sowieso beaufsichtigt und irgendwie integriert werden mussten, dankbare „Statisten“, als Schüler, Kinder, Blumenstreukinder für das Brautpaar. Sie ließen sich bereitwillig frisieren und mit Blumenkränzen schmücken, wobei Gänseblümchen und Margeriten geeigneter waren als die so schön leuchtenden Löwenzahnblüten - die leider (zum Leidwesen der Mutter!) hässliche gelbe Flecken an der Kleidung hinterließen.

Besonders beliebt waren zu unserer Zeit - und sicher auch in früheren Jahren - die Spiele im Freien. Gerade für Kinder aus besonders beengten Wohnverhältnissen wurden Hinterhof und Straße - mit damals noch überschaubarem Verkehr - zum Spielplatz. Allerdings war in den Höfen „Lärmen und Ballspiel“ häufig verboten, wobei Hausmeister und auch Polizisten diese Verbote überwachten. Da zogen sich dann viele Kinder, vor allem Jungen, häufig auf abgelegene, weniger kontrollierte Flächen zurück, wo sie sich richtig austoben konnten: in Bäumen herumklettern, von Brückengeländern springen, auf diesen oder auf Baumstämmen balancieren - und sich wohl auch mal prügeln, um ihre Kräfte zu messen. Regelrechte „Bandenkriege“ (nach heutigen Maßstäben harmlose Spielereien!) - nach Wohngebieten (Unterdorf gegen Oberdorf) oder Schulzugehörigkeit „organisiert“ - waren nichts Ungewöhnliches.

Mädchen waren bei solchen Unternehmungen kaum beteiligt. Sie bevorzugten „friedlichere“ Spiele, die meist nicht so viel Lärm verursachten und deshalb mehr in der Nähe des Hauses gespielt werden konnten: „Hinkepott“ (Hicksen), „Ballprobe“, „Seilspringen“ - jede für sich mit einem kürzeren Seil oder zu dritt oder viert mit einem längeren - ein Stück alte Wäscheleine genügte dafür schon. „Teddybär, Teddybär, dreh dich um“ sang man zum Beispiel beim Drehen des langen Seils, das von zwei Mädchen geschwungen wurde, während ein anderes - oder auch zwei oder drei - über das Seil springen und die gesungenen „Befehle“ dabei ausführen musste.

Waren beim Spielen die kleineren Geschwister dabei, wurden damals auch recht beliebte Kreisspiele gespielt und gesungen: „Mariechen saß auf einem Stein“, „Dornröschen“, „Hänsel und Gretel“. Dabei konnte man sich auch mal im Mittelpunkt fühlen, wenn einem die Rolle des Dornröschens, des Prinzen oder des Mariechens von der Gruppe zugesprochen wurde.

Aber es gab auch viele Spiele, die Jungen und Mädchen gemeinsam spielten, und die spon-

tan ohne große Vorbereitungen beginnen - oder auch beendet werden - konnten: Fangen, Verstecken, Räuber und Gendarm - oder Laufspiele wie „Wer hat Angst vorm Schwarzen Mann“, „Komm mit - lauf weg“, „Dritter Abschlag“, „Dreht euch nicht um, der Plumpsack geht um“ und andere. Beim „Völkerball“ und beim „Treibball“ durften wir Mädchen mitspielen - beim Fußball nur, wenn wir Glück hatten und die „Mannschaft“ sehr klein war.

Bei Geschicklichkeitsspielen wie „Kreiseln“ oder „Murmeln“ waren wir allerdings gleichberechtigt - es konnte durchaus vorkommen, dass der Kreisel eines Mädchens länger ohne Unterbrechung tanzte als der eines Jungen, oder dass ein Mädchen beim Murmeln einem Jungen die besonders begehrte Glaskugel abnahm.

Wichtig war, dass alle diese Spiele weitergingen, auch wenn sich jemand neu einreihte oder aus dem Spiel weglaufen musste, weil er gerufen wurde, um etwas zu erledigen, Hausaufgaben zu machen, zum Essen zu kommen - viele Spiele waren sowohl in kleiner als auch in größerer „Besetzung“ durchführbar.

Im Winter waren die Möglichkeiten, draußen zu spielen, zwar eingeschränkt. Aber bei Schnee und Eis gab es neue „Freuden“ - auch wenn man keinen Schlitten oder gar Schlittschuhe besaß. Ein „Beifahrerplatz“ auf einem der begehrten Rodelschlitten fand sich hier und da. Und das „Schlittern“ (Glitschen) ersetzte ganz gut das Schlittschuhlaufen. Immer wieder wurden heimlich abends „Schlitterbahnen“ (in Thüringen: *Zuschelbahnen*) angelegt, indem man Wasser auf geeignete Stellen goß und dies über Nacht gefrieren ließ. Natürlich wurden diese „Bahnen“ oft auch wieder von Erwachsenen entdeckt und missbilligend mit Sand oder Kies für die Fußgänger „unschädlich“ gemacht - aber es fanden sich immer wieder neue Möglichkeiten, diesem herrlichen Spaß zu frönen - auch wenn die Eltern sich vor allem darum sorgten, dass die teuren Schuhe unter diesem „Sport“ leiden könnten.

Von der “Kleine-Leute-Schule” zur Schulpflicht

Gudrun Schmidt

Fast ein Jahrtausend lang lag der Unterricht jeder Altersstufe nur in den Händen kirchlicher Einrichtungen (Klöster, Domschulen, Stifte). Nachdem mit dem Aufblühen der Städte dort Stadt- oder Ratsschulen (13. Jhd.), Schreib- und Leseschulen (14. Jhd.) entstanden, entwickelte sich vor allem im 17. und 18. Jhd. allmählich die *allgemeine Volksschule*, für die Stadt und Gemeinden Kosten übernahmen und die schließlich zur *allgemeinen Schulpflicht* führte. Auch erste *berufliche Schulen*, *Realschulen* und *Kindergärten* entstanden.

Allerdings blieb die Untergliederung in verschiedene Schulformen erhalten und wurde damit noch immer ein Abbild der Arbeitsteilung in der alten ständischen Gesellschaft mit ihrer Dreigliedrigkeit.

Die Volksschule wurde ursprünglich als *Elementarschule* (auch Trivial-, Armen- oder Landschule) bezeichnet, eine in sich geschlossene Schulform für Kinder aus den unteren sozialen Schichten, isoliert von den anderen Schulen wie *Stadtschule*, *Bürgerschule*, *Gymnasium*. Es gab also völlig getrennte *Schullaufbahnen*.

Vor allem auf dem Lande waren die Zustände in den Schulen oft mehr als dürftig, was Ausstattung der Räume, Ausbildung der Lehrer und Anzahl der anwesenden Schüler angeht.

Häufig mussten nämlich die Kinder im Haus und auf den Feldern mitarbeiten und konnten deshalb die Schule nur unregelmäßig besuchen.

Aber auch in der Stadt waren in dieser oft kümmerlichen Einrichtung Schule, in der *Auswendiglernen* Hauptunterrichts-prinzip und die *Prügelstrafe* an der Tagesordnung waren, viele Kinder wegen Hungers und Übermüdung oft nicht in der Lage dem Unterricht zu folgen, denn schon frühmorgens oder auch noch spät abends mussten sie schließlich zum Erwerb der drin-gendsten Lebensnotwendigkeiten ihrer Familien beitragen.

Allmählich jedoch setzten sich Reformgedanken zur inhaltlichen Verbesserung des Unterrichts, zur effektiveren Lehrerausbildung und vor allem zu neuen Schulstrukturen durch, die allen Kindern, auch denen aus den ärmeren Schichten, gerecht werden sollten.

Nach 1919 entstand zum Verwirklichen der Idee einer “Einheits-schule” – einem einheitlichen Schulsystem für alle Kinder ohne Unterschiede des Geschlechts und des Standes – eine gemeinsame vierjährige Grundschule, an die sich eine mittlere oder höhere Schulbildung anschließen konnte, während die übrigen Schüler (bis in die 60er Jahre weit über die Hälfte!) auf der Volksschule verblieben, die später für die Klassenstufen 5 bis 8 (heute 9) *Hauptschule* genannt wurde.

Die Schulsituation in Hamburg vor dem Einführen des Volksschulwesens 1872

Gudrun Schmidt

Vor über 200 Jahren herrschte in Hamburg ein ziemlicher Schulwirrwarr. Es gab *Kirchen*-, *Stiftungs*-, *Armenschulen*, für die kein Schulgeld zu entrichten war (Freischulen), während für die *Privatschulen* Schulgeld verlangt wurde.

Allen gemeinsam war - seit dem Mittelalter - dass die Religion, die christliche Unterweisung, an erster Stelle stand. Erst danach kam - häufig in äußerst bescheidenem Maße - das Vermitteln sonstiger Kenntnisse. Immerhin wurde erkannt, dass man die Kinder der ärmeren Bevölkerung besser - oder überhaupt - unterrichten, ihnen eine angemessene Erziehung ermöglichen musste, wollte man dem damals überhand nehmenden Bettelunwesen den Nährboden entziehen und die Ursachen der Armut bekämpfen.

Der *Pietismus*, eine Glaubensbewegung, die für Verinnerlichung, aber auch für ein “Christentum der Tat“ eintrat, setzte sich sehr für dieses Anliegen ein. Unter pietistischem Einfluss entstanden während der 1. Hälfte des 18. Jhd. mehrere evangelische *Stiftungsschulen*, die zum Teil bis zur Schaffung der öffentlichen Volksschule und sogar darüber hinaus existierten.

Finanziert wurden sie mit freiwilligen Spenden und durch Vermächtnisse. So sammelte z.B. der Prediger *Pasmann* ein Jahr lang unermüdlich

„für die unerzogene Arme Kinder, die Wahrhaftig zugrunde gehen und ins Verderben sinken müssten, wofern ihnen nicht in der Schule die heilsame Lehre eingeflößet.“

Am *30. Martij Anno 1683* erließ der Senat ein Dekret:

„Auff Herrn Magister Hieronymi Pasmans eingekommener Supplication in puncto einer Anrichtung einer Armen-Schulen in der Neustadt thut E.E. Raht die Einrichtung hiermit approbiren.“

Lehrer *Nicolaus Jungius* stellte daraufhin für den Unterricht ein Büchlein zusammen mit dem Titel:

„Kinder-Lehr oder Fragstück, Aus dem Catechismo Lutheri genommen, Wie dieselbige in der Arme-Schule in der Neustadt mit der Jugend getrieben und derselben fürgestellt werden. Zusammt täglichen Gebetlein, Fest-Sprüchlein, Reimlein, Gesängen und andächtigen Seufzerlein, auch andere Übungen der Gottseligkeit.“

In dieser Pasmannschen Schule, die mit ca. 250 Kindern in der Nähe der Kleinen Michaeliskirche untergebracht war, gab es sogar Mädchen. Diese Schule galt als besonders rührig. Zur Finanzierung gab es den Brauch „*Insgrünegehen*“, d.h. einmal im Jahr mussten alle Schüler gemeinsam losgehen, um Almosen zu sammeln. Mitbegründer der Schule war der Kaufmann und Ratsherrrensohn *Caspar Voght*, dessen Engagement auf dem Gebiet der Armenschule sogar von *Kaiser Franz II* und von *Napoleon* gewürdigt wurde.

Nach einer Unterrichts-Ordnung aus dem Jahr 1617 begann der Schulalltag im Sommer um 6, im Winter um 7 Uhr, dauerte bis 10 ½ Uhr, dann erneut von 12 bis 16 ½ Uhr. Am Mittwochnachmittag war schulfrei, sonnabends wurde nur bis 14 ½ Uhr unterrichtet. Die Armenschulen fingen im Sommer auch schon mal früh um 5 an, im Winter um 6 Uhr. Der Unterricht begann und endete mit dem Singen eines Kirchenliedes. Regelmäßig wurden Kapitel aus dem Alten oder Neuen Testament verlesen und Gebete gesprochen.

Religion wurde gemeinsam unterrichtet. In den anderen Fächern waren die Schüler (vorwiegend Knaben) in Lese-, Schreib- und Rechenknaben eingeteilt. Schreiben und Rechnen galten bereits als eine „höhere Stufe“ - folglich gab es wesentlich mehr „Leser“ als „Schreiber“.

Besonders begabte Jungen erhielten in dieser Schule sogar Sonderunterricht von Lehrern anderer Schulen, auch der „Gelehrtenschule“ Johanneum.

Die Idee des Reformators *Bugenhagen*, auch Mädchenschulen einzurichten, da Mädchen später schließlich für die Erziehung der Kinder verantwortlich waren und deshalb auch eine „gewisse Bildung“ haben sollten, musste lange auf ihre Verwirklichung warten.

Unterstützt wurden Kinder aus armen Familien durch die *Allgemeine Armenanstalt*, die unter dem Einfluss philanthropischer Strömungen der Aufklärungszeit 1788 entstand. Ihre oberste Instanz war das *Armenkollegium*, bestehend aus unterschiedlichen Gruppen von Bürgern der Stadt.

Hunderte von Kindern, die sonst völlig ohne Unterricht geblieben wären, wurden von dieser Armenanstalt unterstützt. So bekam auch jedes Kind in den Armenschulen täglich „*1/4 Pfund Brod und 2 zusammen einen Krug mit 1 Bouteille Bier*“ (wobei man wissen muss, dass Bier vor der Einführung von Kaffee, Tee oder Kakao - bzw. bevor diese Getränke auch für ärmere Schichten bezahlbar wurden, das gängige Frühstücksgetränk darstellte - einen gewissen Nährwert hatte es ja! Außerdem wurde es anstelle von Wasser getrunken, weil dieses häufig verseucht war).

Eine Sonderform der Armenschule war die *Industrieschule* - wobei dieser Begriff nur bedingt im heutigen Sinne zu verstehen ist. Die Losung dieser Schule war: „*Ordnung und Sauberkeit, Gehorsam und Tätigkeit*“. Acht- bis zwölfjährige Kinder sollten sich durch praktische Arbeit schon zur Hälfte, die älteren völlig selbst ernähren können. Deshalb wurden die etwa 90 Knaben und 160 Mädchen, die zu einer solchen Armenschule gehörten, z.B. zur Flachsbearbeitung eingesetzt.

Die 1. Klasse war für das *Spinnen* und *Stricken* eingerichtet. Dazu gab es Unterricht im *Lesen*.

In der 2. Klasse kamen *Weben* und *Nähen* für die Mädchen und das *Bindgarnspinnen* für die Knaben hinzu.

Beim Mädchenunterricht gab es dieses System eines in die Schule verlegten Fabrikationsbetriebes bis zum Jahre 1865. Als Begründung wurde das Ziel angegeben: „…*durch frühe Einübung in nützliche Geschicklichkeit die bürgerliche Brauchbarkeit der unteren Volksklasse vorzubereiten*“.

Blieben Kinder der Schule fern, entzog man ihren Eltern die Armenunterstützung. In diesen Schulen waren *körperliche Züchtigung* und *schimpfliche Strafen* - z.B. das *Überstülpen einer Eselsmaske* oder *in der Ecke auf Erbsen knien* - durchaus üblich.

Zum Erziehungsreglement der Armenschule gehörten aber nicht nur Strafen - auch Belohnungen spielten eine wichtige Rolle. Für Mädchen gab es, nach fest geregelten Abstufungen, Leibchen, Holzpantoffeln, Mützen in der Strickklasse; Schuhe, bessere Strümpfe, weiße Schürze und Haube beim Aufrücken in die Nähklasse. So konnten sich fleißige, ordentliche Mädchen die Aussteuer zusammenverdienen, die ein angehendes Dienstmädchen brauchte. Auch für Knaben gab es einen Belohnungskatalog als kräftigen Anreiz.

Für verwahrloste, schwer erziehbare Kinder, die einen großen Anteil unter den Armenkindern ausmachten, wurde 1833 die *Strafschule* gegründet. Kinder, die aufgrund wiederholter Verstöße als sittlich gefährdet galten, mussten sich dort mindestens 6 Wochen lang von 8 bis 20 Uhr aufhalten. Sie erhielten mittags eine Suppe, abends ein Stück Schwarzbrot und Wasser, bekamen einige Stunden Unterricht und mussten in der übrigen Zeit rohe Schafwolle von Fremdkörpern reinigen oder altes Tauwerk zu Werg aufpflücken. Es bestand absolutes Schweigegebot, bei „*augenblicklicher körperlicher Züchtigung im Übertretungsfalle*“. Noch bis 1906 gab es diese Institution - eine Einrichtung mit abschreckender Wirkung. Eltern pflegten ihre Kinder mit dem Hinweis, sie würden sie auf diese Schule „anmelden“, einigermaßen „in Schach zu halten“.

Neben der Armenschule gab es in Hamburg eine ebenfalls vom *Armenkollegium* eingerichtete so genannte *Literaturschule*. Sie sollte „*den Verstand der Kinder wecken*“. Ihr Besuch wurde mit einer „*Tagesprämie von einem Schilling für entgangenen Arbeits- oder Bettellohn*“ gefördert. „*Sitzgeld*“ nannte dies der Volksmund.

Für Kinder, die wochentags 8 bis 10 Stunden in einer Fabrik arbeiteten und deshalb keine Schule besuchen konnten, wurde nach englischem Vorbild die *Sonntagsschule* eingeführt. Dort erhielten die Kinder neben dem selbstverständlichen Religionsunterricht einen „abgeschwächten Aufguß“ dessen, was während der Woche in der *Literaturschule* gelehrt worden war - dazu etwas Lesen und bestimmte Handfertigkeiten.

Die *Hamburger Allgemeine Armenanstalt* mit ihrem umfangreichen Schulbetrieb fand im In- und Ausland große Beachtung und viele Nachahmer. Trotzdem blieb in Hamburg nach einer Schätzung im Jahre 1847 etwa ein Fünftel aller schulfähigen Kinder ohne Schulbildung. Durch die wachsende Anziehungskraft der Stadt und den Zustrom vom Lande erhöhte sich dennoch die Zahl der Schüler in den *Armenschulen* ständig. Um 1860 gab es etwa 4 200 davon.

In späteren Jahren hat man Kritik am Initiator *C.Voght* und den *Armenschulen* geübt. Aber man sollte bedenken, dass immerhin damals so die Verwahrlosung der Kinder gestoppt, wirksam das Analphabetentum bekämpft werden konnte - wenn auch die Schulen noch eingebunden waren in die in ihrer Zeit allgemeine Vorstellung von der „*gottgewollten Verschiedenheit der Klassen*“.

Auch wenn später, in der Zeit nach *Voght*, die *Armenschulen* nicht mehr zeitgemäß waren - sie sind die *eigentlichen Vorläufer unserer Volksschule*.

Die Schulen jener Zeit im Hamburger Umland

Viele heutige Stadtteile hatten damals noch regelrechte Dorfschulen - Eimsbüttel, Eilbek, Horn, Eppendorf …, nicht zu vergessen die Vierlande, in denen es 1834 eine Verordnung gegen das Betteln der Kinder dort gab.

Die Schulverhältnisse auf dem Lande waren noch dürftiger und unzulänglicher als die in der Stadt.

Der Unterricht fand meist in elenden Katen statt, in denen häufig der Lehrer in dem einzigen Raum auch noch wohnte und schlief, so dass manchmal nicht genügend Platz vorhanden war, um Schulbänke aufzustellen. In diesem Raum war dann vom Kleinkind bis zum „*aufsässig grinsenden Halbwüchsigen*“ alles zusammengepfercht. Bedenkt man, dass die Schüler häufig ungewaschen, teilweise mit Ungeziefer behaftet zur Schule kamen, oft auch barfuß, bekommt man eine Vorstellung von den hygienischen Verhältnissen damals. Der Unterricht wurde von oftmals ungeeigneten, kümmerlich bezahlten und schlecht ausgebildeten „Schulmeistern“ vermittelt, wobei das mechanische „Einbimsen“ und „Nachplärren“ an der Tagesordnung war.

Wie es um die „Ausbildung“ der Lehrkräfte bestellt war, ersieht man aus folgender kleinen Notiz: *Am 28. April 1772 wird Albert Mathes, 15, unmittelbar nach seiner Konfirmation „Schulhalter“ (nicht Assistent!) an der Norderseite in Ochsenwerder*.

Und wie teilweise die Qualität des „Schulmeisters“ - und damit des Unterrichts aussah, lässt ein „Visitationsprotokoll“ aus dem Jahr 1823 von Pastor Hammer aus Kirchsteinbek erahnen: „*Den 16ten December nach Willinghusen. Flögel ist in jeder Hinsicht ein unbrauchbarer Schullehrer. … Er spricht Platt, kann nicht schreiben und rechnen, und das Singen, Beten und Lesen ist im höchsten Grade schlecht*“.

Bis zum Jahr 1866 erhielt der Lehrer neben einer äußerst geringen Entlohnung vor allem freie Kost - die er auf den Bauernhöfen der Reihe nach abessen musste. *Reihtisch* nannte sich das.

So musste er sich häufig noch eine Nebenbeschäftigung suchen, die ihm oft die letzten Kräfte raubte. Kein Wunder, dass Zucht- und Ordnungsmaßnahmen durch einen niedergedrückten, entmutigten Lehrer häufig den größten Teil der Unterrichtszeit in Anspruch nahmen.

Ein weit verbreitetes Phänomen war der unregelmäßige Schulbesuch vieler Kinder. So schilderte Lehrer Gramkow aus den Vierlanden: „*Es ist Mitte Oktober 1865, früh ½ 8 Uhr. Die eine Schulstube nimmt vorläufig alle Schüler auf; ihre Zahl beträgt 160, aber 20 fehlen noch. Sie sind bis Geesthachter Markt (1. November) unabkömmlich in ihrem sommerlichen Beruf als Kuhhirten in den lauenburgischen Dörfern Escheburg, Börnsen, Besenhorst, Fahrendorf“.*

Um 1830 waren bis zu 75% der Schulkinder auf dem Lande vom Unterricht abwesend. Häufig setzten die Eltern ihre Kinder lieber bei der Arbeit ein, als sie zur Schule zu schicken.

Eltern, die „*ihrer Kinder zur häuslichen oder Feldarbeiten bedürfen*“, wird gestattet, sie „vo*n Johannis bis Michaelis*“ zu Hause zu behalten. Außerdem dürfen auch noch nicht konfirmierte Kinder bereits für den Sommer „*in Dienst gegeben*“ werden, wenn dies zur Ernährung der Familie unbedingt notwendig ist. Wenigstens an zwei Wochentagen sollen sie allerdings regelmäßig zur Schule geschickt werden. Entsprechende Verordnungen werden mehrfach erlassen.

1877 wurde endlich in den Vierlanden verboten, Kinder „*in Dienst zu nehmen*“. Das frühe Zusammenleben mit Knechten und Mägden hatte zusätzlich zu der Tatsache, dass sie nicht zur Schule gehen konnten, einen schlechten Einfluss ausgeübt.

Die Einführung der Volksschule in HH im Jahre 1872 sollte auch in den Vierlanden für alle Kinder einen wirkungsvollen Schulbesuch ermöglichen. Eine entscheidende Wende dieser insgesamt untragbaren Zustände erfolgte erst 1879 durch ein neues *Landschulgesetz*.

(*Literatur*: „In Hamburg die Schulbank gedrückt“ - Wie es gestern war und ehedem; Hans Reye, M+K Hansa-Verlag Hamburg)

Das Volksschulwesen in Hamburg

Gudrun Schmidt

Obwohl mit dem „Gesetz betreffend das Unterrichtswesen“ 1870 in Hamburg als letztem Land in Deutschland das staatliche Schulwesen eingeführt wurde (d.h. öffentliche Volksschule, Unterrichtspflicht, staatliche Lehrerausbildung, staatliche Schulaufsicht), modernisierte sich der Bildungsprozeß in der Handels- und Industriemetropole Hamburg rasant - parallel zur ökonomischen Entwicklung des Hafens und der Stadt.

Beispiele in Zahlen:

Jahr	Schulen	Lehrer	Schüler	Einwohner
1872	16	156	6 087	348 417
1900	114	2 289	79 579	768 349
1924	200	3 130	90 085	1 143 744

Die quantitative Entwicklung ging mit einer qualitativen einher. Die Lehrerausbildung wurde verbessert, 1925 das Institut für Lehrerfortbildung, 1926 die akademische Lehrerbildung für Volksschulen an der Universität eingerichtet. 1920 wird eine für alle Kinder verbindliche vierjährige Grundschulzeit eingeführt (Reichsgrundschulgesetz). Das Schulgeld entfällt. Die Schulpflicht wird von 7 auf 8 Jahre erhöht. Anstelle der alten *Selecta* für begabte Schüler werden diese in den Klassen 8 - 10 zusammengeführt und erhalten ab 1926 das *Zeugnis der Mittleren Reife*.

Kleine Mädchen um 1900 in Hamburg auf dem Weg zur Schule.

Für das höhere Schulwesen gibt es eine neue Zugangsregelung, nach der alle befähigten Volksschüler auf die höhere Schule wechseln können. Das Schulgeld dort wird nach dem Einkommen der Eltern gestaffelt.

Durch solche Maßnahmen konnten auch Kinder aus den unteren Schichten an einer höheren Schulbildung teilhaben. Das hohe Bildungsniveau der Hamburger Volksschule kam also auch den Schülern dieser Schulform - den Kindern aus gesellschaftlich schwächeren Schichten zugute. In Hamburg konnte etwa ein Drittel der Volksschulabgänger Berufe ergreifen, die den Volksschülern anderswo noch verwehrt waren.

Auch für Schulabgänger, die eine Lehre begannen, waren die Bildungsvoraussetzungen verbessert, seit im Jahre 1919 in Hamburg die gesetzliche dreijährige Berufsschule eingeführt wurde.

Die Reformpädagogik

Anfänge der Reformpädagogik gab es in Hamburg bereits in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts.

Die Kritik an der alten „Pauk- und Buchschule“ kam aus den Reihen der Hamburger Volksschullehrer.

Sie kritisierten vor allem die „Geistlosigkeit“ vieler praktizierter Übungs- und Lernrituale sowie die Rigidität der Schulnormen und Erziehungspraktiken und forderten die Kreativität der Schüler zu wecken, eine „Pädagogik vom Kinde aus“ und ein Einbeziehen des Arbeitsunterrichtes. Die Zeitschrift „Pädagogische Reform“ (1877 - 1924) wurde zum Sprachrohr der Reformer.

Beeinflusst wurden diese pädagogischen Forderungen von denen der Kunsterziehungs- und der Jugendbewegung. Man forderte u.a. freies Zeichnen, freies Musizieren, freien Aufsatz, Einführen des Spiels und der freien Gymnastik in den jeweiligen Unterrichtsfächern sowie das Vermitteln von Naturgefühl. Erst in der Weimarer Zeit konnten die neuen Ideen in den Schulen auf breiter Ebene verwirklicht werden.

1920/21 wurden in Hamburg vier Volksschulen offiziell zu *Versuchsschulen* ernannt, in denen Koedukation, die Auflösung des Fächerkanons im Stundentakt, eine Zusammenarbeit von Lehrern und Schülern als „Schulgemeinde“ sowie das Einbeziehen von Eltern anstelle des offiziellen Lehrplans traten.

Als höhere Schule schloss sich die Lichtwarkschule der Reformbewegung an (dort gingen *Loki* und *Helmut Schmidt* zur Schule). Diese *Reformschulen* waren vom Bezirksschulstatus befreit und konnten Kinder aus allen Stadtteilen aufnehmen.

Viele Elemente des Schullebens dieser Bewegung sind auch heute noch Bestandteil pädagogischer Praxis (Projektarbeit, „offener Unterricht“, Elternbeteiligung, Klassenfahrten usw.), obwohl die Versuchsschulen während der Nazizeit wieder mit den anderen gleichgeschaltet wurden.

(*Liter.:* „In Hamburg zur Schule gehen“, H. Gudjons, R. Lehberger; Hamburger Schulmuseum)

Ein paar interessante Fakten zum Thema „*Schule früher*“ aus Hamburg und Reinbek

Gudrun Schmidt

> Als Maßnahme gegen die „weit verbreitete Bettelei und Verwilderung der Jugendlichen“ wurden 1788 in Hamburg „Armenanstalten“ gegründet - in Verbindung mit Schulen. Damit sollte, wie der Mitbegründer *Caspar Voght* es formulierte, „durch frühe Übung in nützlicher Geschicklichkeit die bürgerliche Brauchbarkeit der unteren Volksklassen verbessert werden“.
(*Quelle*: „In Hamburg zur Schule gehen“ - H. Gudjons, R. Lehberger)

> Nach Einführung der allgemeinen Schulpflicht 1870 wurden vor allem Schulversäumnisse bestraft, indem der „Schulschwänzer“ vom Schulboten oder der Polizeibehörde gegen eine geringe Gebühr (z.B. 30 Pfennige) zu Hause abgeholt wurde. Eltern, die Schulversäumnisse verschuldet haben (z.B. wenn Kinder statt zur Schule zur Arbeit geschickt wurden), belegte man mit Geldstrafen von 1 - 3 Mark, im Wiederholungsfalle bis zu 18 Mark. Kinder, die ohne Wissen der Eltern die Schule versäumten oder sich „andere erhebliche Ungehörigkeiten“ zuschulden kommen ließen, aber wegen noch nicht vollendeten Alters von 12 Jahren (!!) strafrechtlich nicht verfolgt werden konnten, wurden - im Einvernehmen mit dem Hauptlehrer - mit Schulstrafen

belegt und gegebenenfalls - im Einvernehmen mit den Eltern - bis zu höchstens 8 Wochen in die 1833 eingerichtete „Strafschule“ versetzt.
(Erlaß der Oberschulbehörde 1892, Sektion für das Volksschulwesen, nachzulesen im Schulmuseum Hamburg)

> Die Prügelstrafe war eine gängige „Erziehungsmaßnahme“ in den Schulen bis ins 20. Jahrhundert hinein. Der Bakel war ein kurzes „Gerät“ mit breiter Schlagfläche. Seine Wirkung beruhte nicht auf Elastizität des Materials, sondern auf dem klatschenden Schlag einer glatten Fläche. Vom Mittelalter bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts war er das „Berufsabzeichen“ des Lehrers. Er wurde aus den Schulen vom Rohrstock verdrängt. Aber das Verwenden von Kochlöffel, Kleiderbügel oder Pantoffel als „Strafwerkzeug“ in den Familien beruhte auf dem gleichen Prinzip: Dem Opfer sollte zwar eine „Lektion erteilt“, aber kein wirklicher Schaden zugefügt werden.
(*Quelle*: Schulmuseum Hamburg)

> Am 11.11.1870 wurde in Hamburg das „Gesetz betreffend das Unterrichtswesen“ vom Senat veröffentlicht. In den Paragraphen 54 bis 58 wurde dort die Allgemeine Schulpflicht für alle Kinder vom vollendeten 6. bis zum vollendeten 14. Lebensjahr proklamiert. Nach §36 des Unterrichtsgesetzes heißt es dazu: „Die öffentlichen Volksschulen haben in der Regel sieben aufeinander folgende Klassen (eingeschult wurde in Klasse 7, man zählte also rückwärts von 7 bis 1). Die Bildung von Parallelklassen ist gestattet. Die Anzahl von 50 Schülern gilt als die „durchschnittliche Normalzahl einer Klasse“. Es wurde also nach Altersstufen, aber auch getrennt geschlechtlich geteilt. Die Abschlussklasse war in der Regel Klasse 1. Es gab aber auch in der Volksschule noch ein 8. Schuljahr für begabte Kinder, die Selecta. In den Dorfschulen dagegen saßen oft 100 und sogar noch mehr Kinder in einem Raum, Jungen und Mädchen nur durch den Mittelgang getrennt. Die Bildungschancen waren also in der Stadt auch für Kinder aus ärmeren Schichten wesentlich günstiger als in der Dorfschule.
(Quelle: Schulmuseum Hamburg)

> Reinbeks Volksschule wurde 1832 auf dem sogen. Galgenberg errichtet (heute Gebäude der VHS). Ostern 1880 kamen bereits 178 Kinder in diese Schule. Man entschloß sich zu einer Schulerweiterung, und ein zweiter Lehrer wurde eingestellt. 1914 wurde die Schule großzügig umgebaut, so dass jeder Jahrgang einen eigenen Klassenraum bekam. Begüterte Familien schickten ihre Kinder nach Bergedorf oder nach Hamburg, damit sie dort das Gymnasium besuchten. In Reinbek konnte auch eine Privatschule besucht werden, z.B. die von Frau Elfriede Jürgensen in der Oberen Bahnstraße. Diese Schule kostete allerdings Geld. In Fräulein Bahnsens Haus in der Lindenstraße gab es ab 1904 eine „Warteschule“, d.h. einen Kindergarten. Finanzielle Unterstützung kam von Reinbeker Bürgern und von der Kirchengemeinde. Eine gemeinsame Volksschule für alle Kinder wurde erst in der Weimarer Zeit eingeführt. Ab 1924 wurde in provisorischen Räumen auch gymnasialer Unterricht erteilt. 1926 wurde das Gebäude der Sachsenwald-Oberschule errichtet. Damit waren sicher auch für begabte Kinder aus „kleinen“ Verhältnissen die Chancen, in Reinbek eine gute Schulbildung zu erhalten, größer geworden.
(Nach einem Beitrag von Gerhild Arndt im Museumsheft „Familienalltag anno dazumal“, 1999)

Die Speisungen des „Wohltätigen Schulvereins“

Gudrun Schmidt

Die Voraussetzungen für eine gute Schulbildung waren in früheren Jahren für die Kinder der unteren sozialen Schichten - also der „kleinen Leute“ - wesentlich ungünstiger als für die der Wohlhabenden oder gar der Reichen. Doch gab es in Hamburg auch zu jener Zeit durchaus schon Bestrebungen, diese unerfreulichen Bedingungen zu verbessern, den Schulbesuch auch für die unterprivilegierten Kinder zu ermöglichen, um ihnen Perspektiven für eine bessere Zukunft zu bieten.

Aus diesem Anlass wurde bereits im Jahre 1872 in Hamburg von Freunden der Volksschule der *Wohltätige Schulverein* gegründet mit dem Ziel, die Hindernisse zu beseitigen, die einem regelmäßigen und erfolgreichen Besuch der Schule entgegenstanden. Vor allem sollte hilfsbedürftigen Kindern ein Frühstück, ein Frühstücksgetränk oder ein Mittagessen gereicht werden.

Der Verein wurde von den Mitbürgern finanziell gut unterstützt und brauchte keine staatliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Bedarf entstand verstärkt während des ersten Weltkrieges. Da Milch und Brot nur ungenügend zur Verfügung standen, wurde auf das Frühstück verzichtet, dafür die Ausgabe von Mittagessen intensiviert. Haushaltsschülerinnen in 33 Haushaltsschulen kochten für die Schulkinder, unterstützt von erwachsenen Hilfskräften. Die zu kleinen Herde in den Schulen mussten durch besondere Küchenräume mit Kochkesseln, die 300 bis 800 Liter fassten, ersetzt werden. Im so genannten *Steckrübenjahr* 1916/17 wurden die meisten Portionen ausgegeben: ca. 4 700 000.

Durch Beistand der amerikanischen Kinderhilfsmission in den Jahren 1920/21 stieg diese Zahl sogar auf 6 Millionen an. Die von den Amerikanern gespendeten Lebensmittel wurden vom Verein durch deutsche Nahrungsmittel ergänzt und zu Essen für unterernährte Kinder zubereitet. Bis zu 26 000 Kinder täglich konnten so in Hamburg eine warme Mahlzeit erhalten. Allmählich verringerte sich die amerikanische Hilfe und wurde am 21.3.1925 ganz eingestellt.

Der *Wohltätige Schulverein* erhielt schließlich staatliche Mittel über das Wohlfahrtsamt und konnte das Frühstück wieder einführen, das aus einem Fünftel Liter frischer Vollmilch und einem Brötchen von ca. 60 g bestand. Dies ermöglichte auch Kindern aus wirtschaftlich schwachen Familien, für den Unterricht aufnahmefähig zu sein. Solche Art der Speisung hatte den Vorteil, dass das Zubereiten und Verteilen weniger Umstände machte als der Kochbetrieb und sich problemlos auch auf zahlende Kinder ausdehnen ließ. Geliefert wurde die Milch in weithalsigen Flaschen mit Pappdeckelverschluss. Im Winter wurde sie in der Schule erwärmt.

Während des Jahres 1928 lieferte der Verein ca. 12 850 Portionen Frühstück täglich kostenlos aus - je Schule ca. 50. Bis zu 200 weitere Kinder gaben Bestellungen auf und erhielten die Milch gegen Bezahlung. Besonders bedürftigen Kindern gab man im Berichtsjahr zusätzlich zum Frühstück auch wieder ein Mittagessen. Zusammen mit Elternrat und Schularzt entschied die Schule darüber, welche Schüler diese Mahlzeiten erhalten sollten.

Während das *Frühstück* für die *bedürftigen Kinder* vom Verein kostenlos abgegeben wurde, stellte die Schule für deren *Mittagessen* einen Antrag an die zuständige Wohlfahrtsstelle. Aber auch *zahlende Kinder* konnten sich am Mittagessen beteiligen. Sie mussten dafür 10 bis 25 Pfennige pro Portion zahlen. Dieses Geld wurde an die Küchen abgeführt.

Im genannten Berichtszeitraum wurde das Mittagessen des Vereins in 8 Küchen zubereitet und in 16 Speisestellen verabreicht. Diese lagen teilweise außerhalb der Schule, welche die Kinder besuchten, sollten aber nicht weiter als eine Viertelstunde Gehzeit davon entfernt sein.

Die Küchen waren zum Teil in recht provisorischer Art in Schulhäusern untergebracht, und der Kochbetrieb gab häufig Anlass zum Klagen. Deshalb veranlasste die Oberschulbehörde, dass noch im Berichtsjahr zwei neue Küchenräume in früheren Schulbaracken eingerichtet und eine spezielle Küchenbaracke erbaut und mit Speisestellen versehen werden sollte.

Der Rückblick auf das Geschäftsjahr 1926/227 zeigt, dass während dieser Zeit an Schulkinder 2 947 140 Portionen Schulfrühstück und 588 281 Portionen Mittagessen vom „Wohltätigen Schulverein“ ausgegeben worden waren.

(*Liter*.: „Hygiene und soziale Hygiene in Hamburg“ zur 90. Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte in Hamburg im Jahr 1928; Herausgegeben von der Gesundheitsbehörde in Hamburg - Paul Hartung Verlag HH, 1928)

Was kommt nach der Schule?

Gudrun Schmidt

Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des 2. Weltkrieges sind die Erziehungsideale für die unteren **und** oberen gesellschaftlichen Schichten fast identisch. Vater ist *Autorität* und *Respektsperson*. Fleiß, Gehorsam, Disziplin und Ordnung sind die wichtigsten Kriterien.

Jungen und Mädchen werden auf ihre jeweils unterschiedliche Rolle in der Gesellschaft vorbereitet, durch getrennte Schulen oder Schulklassen, unterschiedliche Aufgaben in Haus und Familie, aber auch durch geschlechtsspezifische Spiele und Bücher - wo diese vorhanden sind.

Die Bildungsmöglichkeiten allerdings sind für die Kinder der unteren Schichten stark eingeschränkt, wenn sie auch für Stadtkinder günstiger sind als für die auf dem Lande, wo einklassige Schulen mit einer hohen Schülerzahl noch lange üblich sind, während in der Stadt Hamburg z.B. der Unterricht schon von Beginn der Schulpflicht an nach Altersstufen in 7 aufeinander folgende Klassen aufgeteilt ist, denen eine 8. Klasse für begabte Kinder - die *Selecta* - folgen konnte.

Für die meisten Schüler - 92% im Deutschen Reich - ist der Unterricht mit dem Ende der Volksschulzeit vorbei (Schulentlassung).

Für die evangelischen Schüler fielen Schulentlassung, Konfirmation und Beginn des Arbeitslebens zusammen. Für ein Mädchen hieß das dann vor allem „In Stellung gehen“ (als Haushaltshilfe in einer der reicheren Familien Arbeit suchen), manchmal schon im Alter von 12 oder 13 Jahren, wenn die Familie auf den Verdienst des Kindes angewiesen war, das dann als „Kleinmädchen“ vor allem die Schmutzarbeiten erledigen musste. Der Lohn war meist gering, aber freie Unterkunft und „geregelte Verpflegung“ bedeuteten für die Familie daheim auch schon eine Entlastung.

Die Hoffnung auf eine Ausbildung - vielleicht als Schneiderin oder Köchin - war für ein Mädchen meist aussichtslos, der Traum manch einer, Lehrerin zu werden, erst recht - denn das hätte den Besuch einer „Höheren Töchterschule“ vorausgesetzt und die kostete Geld. Dass es hin und wieder trotzdem möglich war, dafür ist *Loki Schmidt* ein bekanntes Beispiel.

Vorrangig - wenn überhaupt - erhielt der Sohn in der Familie eine Ausbildung „genehmigt“, denn Lehrstellen kosteten damals Geld, das erst einmal aufgebracht sein wollte. Nur in besonders glücklichen Fällen - durch Unterstützung einer begüterten Verwandten, einer Patentante oder sonst eines „Sponsors“ konnte ein Mädchen vielleicht einen Kursus in einer Kochschule besuchen - oder sogar „sozial aufsteigen“ und einen „Job“ im Hamburger Telegraphenamt ergattern, wie die damals 95jährige *Anni Schmidt* aus Wentorf für das Museumsheft 1999 erzählte.

Reinbeker Mädchen konnten damals in Bergedorfer Industriebetrieben - z.B. in der Stuhlrohrfabrik - mehr Geld verdienen als im Haushalt. Deshalb wurde um 1870 in der Reinbeker Volksschule eine so genannte „Industrieschule für Mädchen“ eingeführt, wo sie Grundfertigkeiten für die Arbeiten in der Industrie erlernen konnten.

Jungen, deren Eltern in der Lage waren, das Lehrgeld zu bezahlen, wurden häufig zu einem Handwerker in die Lehre geschickt. Die Auswahl war groß - allein in Reinbek gab es um 1900 über 60 Handwerksmeister - u.a. Schneider, Sattler, Böttcher, Holzpantoffel- und Zigarrenmacher.

Für Lehrlinge, die nicht bei ihren Eltern oder dem Meister wohnen konnten, gab es zu Anfang des 20. Jahrhunderts in den Städten Schleswig-Holsteins Lehrlingsheime, in denen sich die Jungen „wie zu Hause fühlen“ sollten, die allerdings strengen Regeln unterlagen.

Die Lehre dauerte bis zur Gesellenprüfung in der Regel 3 Jahre. Teilweise gingen die Lehrlinge zweimal in der Woche zur Gewerbeschule, oder sie konnten einen „Vorbereitungskurs auf die Prüfung“ besuchen.

Dass es vor allem für besonders begabte Jungen immer wieder Möglichkeiten gab, durch gezielte Förderung und Unterstützung vor allem durch ihre Lehrer, manchmal auch Pfarrer, eine höhere Schulbildung zu erlangen („Freistellen an Schulen“), davon gibt es in der Literatur viele Beispiele. Häufig mussten in solchen Fällen die Eltern erst überzeugt werden, dass der Sohn solche „Almosen“ annehmen, eine andere Laufbahn als die des Vaters einschlagen dürfe.

Noch in den späten 50er Jahren hatte ich in einer Landschule im Weserbergland Mühe, Eltern - vor allem Väter - davon zu überzeugen, dass ihr Kind aufgrund seiner Begabung nach dem 4.

Schuljahr eine weiterführende Schule besuchen sollte. „Ich habe auch nur eine Volksschulausbildung und habe es trotzdem zu etwas gebracht“ wurde mir mehrfach als Gegenargument entgegengehalten.

Heutzutage ist das anders: „Mein Kind soll es einmal besser haben“ bekommen Lehrer oft zu hören, wenn ihr Kind vielleicht keine Empfehlung fürs Gymnasium erhielt, es aber trotzdem von den Eltern dort angemeldet werden soll - Söhne wie Töchter gleichermaßen. Wie gut, dass es da keinen Unterschied mehr gibt!

„Studentenbude“ der 50er Jahre = Möbliertes Zimmer mit „Wirtin“

Gudrun Schmidt

Während unserer Studentenzeit konnten wir - mein Mann (damals noch Freund und „möblierter Herr“) und ich - die Wohnverhältnisse der „kleinen Leute“ in der Stadt aus eigener Erfahrung kennen lernen.

Wohnraum war in den Nachkriegsjahren knapp in Deutschland. In der damaligen DDR ging der Wiederaufbau recht schleppend voran. Einen Studienplatz an der Pädagogischen Hochschule in Leipzig hatte ich „ergattert“. Aber wo sollte ich wohnen?

Ich kannte niemanden in dieser Stadt. An ein Zimmer in einem Studentenheim war damals nicht einmal zu denken. Im Büro der PH drückte man mir ein paar Adressen in die Hand. Die „klapperte“ ich ab, eine nach der anderen vergebens. Zwar vermieteten viele Wohnungsmieter gern „unter“, um sich ein paar Mark zusätzlich zu verdienen. Doch entweder waren die avisierten Zimmer bereits vergeben - oder man wollte lieber einen Studenten haben. „*Junge Mädchen waschen dauernd etwas. Und dann haben sie auch manchmal Herrenbesuch*!“, erklärte mir eine ältere Frau im viergeschossigen Mietshaus skeptisch, in dem ich schon an ein paar Türen nachgefragt hatte. Die gesamte Straße schien aus solch grauen, unscheinbaren Häusern zu bestehen, die immerhin von den Bomben des Krieges verschont geblieben waren und von denen lediglich hier und da der Putz abbröckelte, oder die auch mal ein Granaten-Einschussloch aufwiesen.

Beharrlich konnte ich schließlich das ältere Ehepaar - der Mann war inzwischen auch an die Tür gekommen - davon überzeugen, dass ich eine ruhige, anspruchslose Untermieterin sein würde, die gelegentlich nach Hause fuhr und ihre Wäsche dort erledigen würde.

Man zeigte mir das Zimmer - ein schmaler Schlauch, an dessen Stirnseite ein Fenster nicht etwa auf die Straße, sondern auf einen Balkon führte, der matt verglast war, so dass nur sehr wenig Licht in das Zimmer fiel.

An der linken Wand stand ein kleiner Tisch mit zwei Stühlen, dahinter das Bett; an der rechten ein kleiner Kleiderschrank und außerdem einer dieser damals üblichen Waschständer mit Krug und Schüssel. Es wäre noch Platz für ein kleines Regal, für Bücher, erklärte man mir. Essen würde ich in der Mensa, morgens bekäme ich heißen „Muckefuck“ - das, was man damals unter Kaffee verstand (dünne Brühe aus „Malzkaffee“ und getrockneter Zichorie-Wurzel!).

Wie das „Zimmer“ geheizt wurde, daran erinnere ich mich nicht mehr. Aber jedenfalls hatte es keine Außenwand (keine Frischluftzufuhr!) - links grenzte es an die Küche, ein ebenfalls schmaler Schlauch, der allerdings auf den Balkon führte. Dort hielten sich meine „Wirtsleute“ ständig auf. Rechts grenzte es an deren Schlafzimmer. Gegenüber, auf der anderen Seite des Flures, lag das Wohnzimmer, die „Gute Stube“. Ich erinnere mich nicht, dass sich meine Vermieter je darin aufgehalten hätten.

Bei meinem Mann in Dresden war das anders. Auch er wohnte in einem mehrstöckigen Mietshaus. Die Wohnung seiner „Wirtin“, einer Witwe, die ihren einzigen Sohn im Krieg verloren hatte, war allerdings noch kleiner als die meiner Vermieter. Es gab kein Extra-Zimmer, nur eine winzige Küche, ein Schlafzimmer und ein Wohnzimmer, in dem der Student untergebracht wurde und das entsprechend geräumiger und gemütlicher war als meines in Leipzig.

Allerdings hatte seine „Wirtin“ einige Verwandte und Bekannte, die sie gelegentlich zu einer kleinen Feier (Geburtstag etc.) einlud. Sonst lebte auch sie ausschließlich in Küche und Schlafzimmer. Beim Feiern wurde die „Gute Stube“ gebraucht, und der Student musste seine Nachmittage dann außer Haus verbringen - an der TH, oder bei einem Studienfreund. Dafür gab es abends dann die „Reste vom Feste“.

Selbstverständlich hatte aber auch diese „Gute Stube“ als Waschgelegenheit nur Krug und Waschschüssel zur Verfügung. Das Frischwasser holte man sich aus der Küche, wo dann das Abwasser in den „Ausguss“ entsorgt wurde.

Eine „gründliche Körperreinigung“ wurde dann jeweils am Wochenende vorgenommen - getreu dem wöchentlichen Ritual in der Zinkbadewanne zu Hause - aber am Studienort in einem der „öffentlichen Wannenbäder“, die es damals in den meisten Städten noch gab.

Zum Entsorgen der Verdauungsrückstände gab es das „Etagenklo“, links und rechts im Treppenhaus, mit zugehörigem „Berechtigungsschlüssel“, jeweils für die Mieter aus zwei Stockwerken.

In Leipzig war das ganz ähnlich, wobei sich aber „unsere Toilette“ durch eine Besonderheit auszeichnete, das exklusive Klopapier! Es bestand nämlich nicht, wie damals allgemein üblich, aus zurechtgeschnittenen Zeitungspapierblättchen, sondern - aus „Literatur“!

Mein Vermieter war nämlich Buchdrucker von Beruf, inzwischen allerdings „in Rente“. Offenbar hatte er aus seiner Berufszeit noch einen Stapel „Makulaturbücher“ herüber gerettet, die er nun aufschnitt und „nützlichen“ Zwecken zuführte.

Bereits zu Hause hatte ich mich in jungen Jahren immer aufs „Örtchen“ zurückgezogen, wenn ich ungestört lesen wollte, denn bei uns im Dorf galt damals noch der Spruch: „*Hast Du nichts Besseres zu tun*?“, wenn man, vor allem während der Woche, mit einem Buch in der Hand „ertappt“ wurde.

Nun in Leipzig sah ich mich unversehens einem Schatz gegenüber - beim aufgefädelten „Lokuspapier“ handelte es sich tatsächlich um Literatur. *Keller* und auch *Storm* waren vertreten, unter anderen. Ich suchte mir häufig ein paar aufeinander folgende Seiten zusammen und las mich fest - bis mich gewöhnlich ein heftiges Pochen aus der Welt der Literatur herausriss und eine ungeduldige Stimme mich zur Eile aufforderte. Gelegentlich nahm ich mir auch heimlich ein paar der Blättchen mit auf mein Zimmer - enttäuscht, wenn mir dann die Fortsetzung der Lektüre fehlte. Dann musste ich mich notgedrungen wieder meiner Pflichtlektüre für das Studium zuwenden.

Ausgezogen bin ich aus meinem „Schlauch“ übrigens doch erst nach Beendigung meines Studiums. Inzwischen hatte ich viele Studienkolleginnen und -kollegen kennen gelernt, die meist nicht viel anders wohnten als ich, ebenfalls zur Untermiete, in Mietshäusern. Nur eine Freundin hatte das Glück gehabt, in der Nähe des Völkerschlachtdenkmals in einer Villa ein hübsches Zimmer zu finden. Dort hielt ich mich viel öfter auf als in meiner spartanischen Unterkunft - zur Freude meiner Wirtsleute, die sich ja eine „ruhige“ Mieterin gewünscht hatten

Freizeit und Vereine

Karin und Uwe Plog

Allgemeines

Im Oktober vergangenen Jahres wurde in der Presse berichtet, dass ein rumänischer Archäologe im antiken und legendären Troja neue Grabungen begonnen hat mit dem Ziel, das Leben der einfachen Leute in jener Zeit – ca. 1200 v. Chr. – zu verstehen. Derartige Forschungsvorhaben, bezogen auf nichtschriftliche Quellen, hat es vermutlich vor dem 20. Jahrhundert nicht gegeben.

Eine möglichst umfassende Geschichtsschreibung kann nicht nur von Regentenjahren und Kriegen, von Gesetzen, Verfassungen und Verträgen handeln, sie muss auch subjektiven Erfahrungen aller Zeitgenossen Gehör verschaffen. Im Mittelpunkt unseres Themas stehen die Arbeiter und die kleinen Angestellten – das sind ja wohl die ‚kleinen Leute' -, die mit ihrer Arbeitskraft, mit der ihnen eigenen und möglichen Freizeitgestaltung und einem selbst geprägten Vereinsleben zur Gestaltung ganzer Epochen beigetragen haben.

Nach Ende der Kaiserzeit und des 1. Weltkrieges und nach dem Inkrafttreten der Weimarer Verfassung setzte ein gemeinsames Bewusstsein der Arbeiter ein; Geselligkeit und Solidarität wurden elementare Bedürfnisse und gelebte Praxis, und zwar im beruflichen Alltag und in der wenn auch knapp bemessenen Freizeit, die zu Hause, in Vereinen und Parteien, in Gaststätten und Laubenkolonien praktiziert wurde. Allen gemeinsam sollte das Gefühl vermittelt werden, als gesellschaftliche Kraft verändernd wirken zu können.

Familienleben, Familienalltag

Die Sorge um die Kinder bestimmte den Tagesablauf. Wenn auch seit der Jahrhundertwende eine gewisse Besserung eingetreten war, blieben Kinder doch, wenn beide Eltern außer Haus arbeiteten, die längste Zeit des Tages allein. Nachbarn und ältere Geschwister mussten oft einspringen. Nur selten gab es gemeinsame Mahlzeiten. Sonntagsausflüge ins Grüne, Erholung im eigenen Garten, Sommer-, Hof- und Hausfeste, Besuch des Weihnachtsmarktes blieben Einzelerlebnisse. Schon früh wurden Kinder in den Arbeitsprozess einbezogen. Nach Feierabend konnten sie sich kaum erholen und hatten auch zur Nacht meistens ihr Bett mit anderen zu teilen. In der begrenzten Freizeit fand das Spielen draußen auf der Straße oder auf dem Hof (hier oft vom Hauswirt verboten) größtes Interesse mit Murmeln, Kugeln, Bällen, Kreiseln und Reifen. Teure Porzellanpuppen gab es natürlich nicht für Arbeiterkinder, sie mussten sich mit Anziehpuppen aus Papier und Ausschneidebögen begnügen.

Perspektiven der Arbeiterfamilie gab es durchaus. Düstere Darstellungen der Belastung der Frau und des Herrschaftsanspruchs des Mannes waren ins Wanken geraten u.a. dadurch, dass alle Familienmitglieder mehr Selbständigkeit erwarben. Unterhaltungen im Familienkreis, gemeinsames Spielen (Brett- und Würfelspiele, Schach, Spielkarten u.ä.), gemeinsames Lesen (Hans Fallada das ‚Willi Kufalt' hat seiner Hilde sogar Gedichte vorgelesen) dürften das übliche Familienleben bestimmt haben.

Freizeitgestaltung

Mit den kürzer werdenden Arbeitszeiten und den ersten in Tarifverträgen festgeschriebenen Urlaubsbewilligungen entstand eine selbst bestimmte oder von Partei und Vereinen geprägte Nutzung dieser Freiräume. Man traf sich zum Frühschoppen und Kartenspiel in der Kneipe. Ausflüge mit Frau und Kindern in die freie Natur oder in den eigenen Garten gehörten dazu. Eine Einkehr in Gasthäuser konnte man sich mit selbst gebackenem Kuchen und mitgebrachtem Kaffee finanziell leisten. Wir erinnern den Werbespruch „Hier können Familien Kaffee kochen!" Für Jugendliche waren Tanzvergnügen vorrangig und, wo vorhanden, Badeanstalten.

Die Parteien (wahrscheinlich ausschließlich die SPD und die KPD) und die Gewerkschaften sowie sozialistische Kulturvereinigungen und die große Zahl der Vereine versuchten schon bald, die große Palette der organisierten Freizeit der kleinen Leute zu beeinflussen. Wilfried van der Will und Robert Burns („Arbeiterkulturbewegung in der Weimarer Republik", 1982) klassifizieren die mannigfaltigen Kulturbestrebungen in drei Hauptgruppen:

Zur ersten Gruppe werden die Sportvereine und im weitesten Sinn damit verbundene Organisationen wie der *Arbeiter-Samariter-Bund* (1909 gegründet, 1932 ca.50.000 Mitglieder), der *Arbeiter-*

Abstinenzler –Bund und – ganz bedeutend für diesen Freizeitbereich – der „*Touristenverein - Die Naturfreunde*“ gezählt, letzterer mit einer Mitgliedersteigerung von 30.000 zu Kriegsbeginn, auf 215.000 im Jahr 1930.

Die zweite Gruppe umfasst die sozialistischen Kulturvereinigungen, die sich speziell mit der Erziehung („Kinderfreundebewegung“, Kinderparlamente) und dem Geistesleben beschäftigen wie die verschiedenen Richtungen des Freidenkertums, dessen Anhänger innerhalb der Arbeiterbewegung sich mit dem Seelen- und Geistesleben und dessen ethischen Auswirkungen auf die moderne Gesellschaft befassten. Hier wird auch der *Arbeiter-Esperanto-Bund* eingeordnet.

Zum Schluss wird eine dritte Gruppe von Vereinigungen erwähnt, die mit der Entwicklung neuer Medien in den 1920er Jahren zusammenhingen. Dazu gehörten Film und Funk, Fotografie und Arbeiter-Fotografenbewegung sowie der Arbeiter-Radio-Bund. Das Interesse an diesen Medien war groß, jedoch hat die Arbeiterkulturbewegung es nicht geschafft, ihren Einfluss für eine bessere Berücksichtigung der Belange der Arbeiterschaft deutlich zu machen. Kurze Zeit später ist diese Bedeutung der neuen Medien den Faschisten nicht entgangen.

So hat es viele Möglichkeiten für die kleinen Leute gegeben, ihre Freizeit in den Dienst einer Partei, einer kulturellen oder sozialen oder sportlichen Vereinigung zu stellen. Die Mitgliederzahlen sprechen dafür, dass solche Angebote angenommen wurden. Und doch verlief jedes Schicksal anders, auch unter den kleinen Leuten gab es Unterschiede. So ist in „Kleiner Mann – was nun“ von Fallada ein Monatsetat der jungen Familie zu lesen, der bei einem Einkommen von 200 Mark 3 Mark für ‚Ausgänge’ enthält und gar keinen Ansatz für Freizeit und Vereine: „Denn auf was sonst sollte man sich in diesem Leben noch freuen?“ (Ende des Kapitels!). Heute kann nach einer aktuellen Statistik ein „Hartz-IV“-Empfänger 11% seiner Unterstützung für Freizeit und Kultur ausgeben.

Einzelne Betätigungsmöglichkeiten im geselligen und im kulturellen Bereich sollen im folgenden etwas ausführlicher dargestellt werden.

Die Arbeitersportbewegung

Als in den zwanziger Jahren den Arbeitern genügend freie Zeit für eine sportliche Betätigung zur Verfügung stand, hatte der organisierte Sport allgemein bereits eine längere Entwicklungsphase hinter sich. Er war zu einem wesentlichen Bestandteil der Arbeiterkultur geworden. Die zunehmende Sterilität der Arbeit in der industriellen Produktion brauchte einen Ausgleich mit physischer Verausgabung und psychischer Befriedigung außerhalb des Arbeitsplatzes. Dazu kamen die Förderung eines proletarischen Selbst- und Klassenbewusstseins und vor allem die Herausbildung eines Gemeinschaftsgefühls und einer Gruppensolidarität. So befriedigte der Sport soziale und kulturelle Bedürfnisse, die durch die Industrialisierung freigesetzt worden waren.

Das Anwachsen der Arbeitersportbewegung und deren Attraktivität sind auch zurückzuführen auf die zahlreichen Vereinsgründungen in den 1920er Jahren, auf die Vielfalt der sportlichen Angebote und das breit entwickelte Organisationsnetz: Der *Zentralkommission für Arbeitersport und Körperpflege* unterstanden der *Arbeiter-Turn- und Sportbund* (ATSB; 1920: 342.798 Mitglieder in 3.081 Vereinen, 1930: 553.329 Mitglieder in 6.811 Vereinen), der *Arbeiter-Athleten-Bund*, der *Arbeiter-Rad- und Kraftfahrer-Bund „Solidarität*“, der *Arbeiter-Samariter-Bund* und der *Touristenverein „Die Naturfreunde“.*

Eine Abgrenzung der Arbeitersportbewegung zur bürgerlichen *Deutschen Turnerschaft* (DT) reicht bis ins 19. Jahrhundert zurück. Man baute eine regelrechte Frontstellung gegen die bürgerlichen Vereine auf. Trotz Praktizierung eines „Burgfriedens“ lehnte noch vor Kriegsende der ATSB jede Zusammenarbeit mit der DT ab: keine Gemeinschaft mit einem Verband, der nicht auf dem Boden der sozialistischen Weltanschauung steht! Und diese Abgrenzung galt auf zentraler und auf lokaler Ebene. Merkwürdigerweise widmete die Führung der SPD dem Arbeitersport wenig Aufmerksamkeit und sah im Sport eine unangenehme Konkurrenz, die die Arbeiter von ihren täglichen Pflichten ablenkte. Nicht unerwähnt bleiben soll, dass bereits Anfang der 1920er Jahre eine Zusammenarbeit zwischen den sozialdemokratischen Arbeitersportlern und der KPD völlig ausgeschlossen blieb. Die Einstellung der KPD zum Arbeitersport war der SPD fast diametral entgegengesetzt.

Besonders aufschlussreich aber ist die Einstellung der Arbeitgeber zum Sport, waren sie doch an einer „gesunden Arbeiterarmee“ interessiert und hatte erkannt, dass der Sport die Arbeiter körper-

lich fit hält! Und allmählich bewirkte die Anziehungskraft des Sports auch ein gewerkschaftliches Engagement in diesem Bereich proletarischer Kultur.

Gaststätten als Freizeitinstitutionen

Die *Kneipe* war der erste Ort, an dem Arbeiter sich außerhalb der Fabrik zusammenfanden. Zu Anfang gab es den einfachen Ausschank, die Kneipe und den Bierkeller in den Arbeitervierteln, dann billige Speisegaststätten, Bierhallen und Tanzsäle, Gartenlokale, Vereinshäuser und Bahnhofsrestaurants. Hier war es möglich, Alkohol als Flucht aus der entmutigenden Wirklichkeit zu genießen, sich mit anderen Arbeitern zu unterhalten, organisierte Freizeitgeselligkeit und politisches Handeln zu erleben. Eine Zählung aus dem Jahr 1905 besagt, dass in Hamburg statistisch auf eine Gastwirtschaft 159 Einwohner entfielen. Die Arbeiterkneipe war vorrangig ein Ort der Männergeselligkeit, wo man nach (!) der Arbeit seinen Bierdurst stillen konnte.

Jeder konnte hier mit eigenen Erfahrungen aufwarten: Neuigkeiten, merkwürdige Geschichten, Politisieren, Witze über die Obrigkeit, Interpretieren sozialer Zusammenhänge, Singen und Kartenspielen. Die Kneipe war eben der wichtigste „öffentliche Umschlagplatz“ proletarischer Lebenserfahrung – „Salon der Armen“. Die Spannweite der hier organisierten Freizeittätigkeiten reichte vom Tingeltangel über Theater-, Gesangs- und Vereinsabende bis zu Bildungs- und Politikveranstaltungen. Im Klubzimmer wurde sogar Schach gespielt. In diesem Gemeinschaftsleben entstanden wichtige Elemente proletarischer Kultur.

Die Kehrseite war die Alkoholabhängigkeit. Man wollte die elende Lage für einige Stunden vergessen. Dabei war diese Abhängigkeit in den unteren Schichten stärker als bei den besser verdienenden Arbeitern. Alkoholismus und Trunksucht waren die Folge sozialer Notlage und auch der Unfähigkeit, mit den neuen Lebensumständen in der kapitalistischen Großstadt zurechtzukommen.

Theater, Bücher, Presse

In die Diskussion über Vorbehalte von Ideologen der Arbeiterbewegung gegenüber dem Sport fanden Empfehlungen Eingang, die Büchereien der Bewegung zu nutzen und sich geistig weiterzubilden. Möglichkeiten waren ja gegeben: mit Büchern, mit Informationen aller Art in der Presse und im Theater. Viele Strömungen, die von den Parteien und vom Deutschen *Arbeiter-Theater-Bund* ausgingen, analysierten das proletarische **Theater,** das Laientheater, das Berufstheater, das Arbeitertheater und grenzten alle gegeneinander ab; schließlich wurde festgestellt, dass man noch nicht vom Arbeitertheater sprechen kann, wenn Schauspieler und Zuschauer Arbeiter sind. Arbeitertheater ist es erst, wenn die Interessen der Arbeiterklasse Zweck und Inhalt des Spiels sind.

Engagierte Schauspieler und Laiendarsteller boten Theaterstücke und Kabarettprogramme, die unterschiedlichsten Häuser wie Theater, Volksoper, Volksheime, Zirkusarenen, Konventgärten und viele andere in Hamburg und anderen Großstädten gaben die räumlichen Möglichkeiten. Die Zuschauer kamen in Scharen, und die Presse berichtete – auch die bürgerliche.

Um der arbeitenden Bevölkerung regelmäßige Besuche der hamburgischen Theater zu ermöglichen, wurde 1919 die „Volksbühne Hamburg“ gegründet. Ziele waren neben einem niedrigen Einheitspreis, und damit einer Aufhebung des bürgerlichen Theaterprivilegs die Durchsetzung moderner, zeit- und gesellschaftskritischer Theaterstücke. In der Spielzeit 1929/1930 erhielt jedes Mitglied für 12 Monatsbeiträge 11 Vorstellungen in den bürgerlichen Theatern der Hansestadt. 123.000 Theaterplätze wurden belegt. Im Jahr 1930 zählte die „Hamburger Volksbühne“ ca. 10.000 Mitglieder, überwiegend Arbeiter und Angestellte. Das Angebot der Volksbühne umfasste außerdem an eigenen Veranstaltungen eine Frühlingsfeier, Tanz- und Rezitationsabende, musikalische Veranstaltungen, Lichtbildervorträge sowie Kultur- und Spielfilmveranstaltungen. Die Bemühungen um ein eigenes Theater der Volksbühne führten zu keinem Erfolg.

Ein Leseinteresse an **Büchern und Zeitungen** war in großem Maße vorhanden. Die Massenproduktion von Zeitungen schuf zugleich das Bedürfnis nach aktueller Information und Unterhaltung: Die Spannweite der Funktionen der gedruckten Texte und Bilder reichte von Sensationsmeldungen über politische Informationen und Unterhaltung bis zu weltanschaulicher Orientierung. Alles war vom Arbeiter gefragt, um die knappen Stunden erholsamer Freizeit gut zu nutzen. Zu den Erfolgsautoren der damaligen Zeit gehörten - neben vielen anderen - Gerstäcker, Verne, Dumas, Zola. Zur Verfügung hielten den Lesestoff neben Buchhandlungen die Öffentlichen Bücherhallen. 1930 waren

30 % der Leser Arbeiter. Mit einer Jahresausleihe von ca. 1 Million gehörten die Hamburger Bücherhallen zu den am stärksten genutzten Volksbibliotheken Deutschlands. Unter den Lesern waren übrigens viele Arbeiterkinder.

Aus dem umfangreichen Zeitungsangebot in Hamburg wurde in Arbeiterkreisen das ECHO gelesen. Es erreichte 1930 eine Auflage von 55.000, bei täglichem Erscheinen lag der monatliche Abo-Preis bei 2.50 Mark. Die Presse der KPD war die Hamburger Volkszeitung (Auflage 40.000). Wichtiger Bestandteil der kommunistischen Presse war die Arbeiterkorrespondentenbewegung: Der Arbeiter schreibt seine Zeitung selbst! Als Arbeiterschriftsteller ist in diesem Zusammenhang der Hamburger Willi Bredel zu nennen.

Kino, Film, Radio, Fotografie

Zwar gab es in Hamburg seit der Jahrhundertwende “Knopf’s Lichtspiele“ auf der Reeperbahn, wo Stummfilme, ergänzt um Wort- und Musikbeiträge, zur Unterhaltung der Bevölkerung beitrugen. Der große Durchbruch des **Kinos** setzte erst gegen Ende der 1920er Jahre ein, als es in Hamburg 72 Kinos mit etwa 50.000 Plätzen gab, dazu in Wandsbek und Altona noch einmal 18 Kinos. Der Ufa-Palast betrieb im Deutschlandhaus, das am 21.12.1929 eröffnete, das damals größte Lichtspielhaus in Europa mit 2.667 Plätzen.

Die Hamburger Kinos wurden gut in Anspruch genommen. Leichtere Unterhaltung war gewünscht, und Abo-Rückgänge machten sich bei der Volksbühne schnell bemerkbar. Als dann die ersten Versuche eines Tonfilms 1929 in die großen Kinohäuser kamen, sprach man von einem wahren Massenvergnügen. In diesem Jahr wurden über 14 Millionen Kinobesuche gezählt, d.h. jeder Hamburger war im Durchschnitt 13mal im Jahr im Kino! Und darunter war ein beträchtlicher Prozentsatz Arbeiter. Die Eintrittspreise bewegten sich zwischen so genannten Mindestpreisen von 60 bis 80 Pfg. und Normalpreisen von 1 Mark.

Schon bald bemühten sich Parteien, Gewerkschaften und einzelne Redakteure, Regisseure, Filmproduzenten, nicht nur Flugblatt- und ähnliche Werbefilme auf den Markt zu bringen, sondern Filme, die „einen Gebrauchswert“ für die Arbeiterbewegung hatten. Unterstützt durch Verbände und Zeitschriften und Tageszeitungen erlangten doch nur wenige Arbeitsergebnisse sozialistischer Filmproduktion allgemeine Beachtung.

Ein weiteres Medium, das in der Weimarer Zeit den ‚kleinen Leuten’ Freizeitbeschäftigung und Gemeinschaftserlebnisse vermitteln konnte, war die Arbeiterradiobewegung. Dazu gehörten das **Radiohören** und das **Radiobasteln.** Das billige Bauen von Empfangsgeräten war sicherlich eine vorherrschende Motivation für Arbeiter-Radio-Amateure, denn ein Radioapparat war übermäßig teuer. Im *Arbeiter-Radio-Bund* organisierten sich Arbeiter „klassenmäßig“. Ihre Vereinszwecke wurden 1924 konsequent formuliert: Zusammenschluss der interessierten werktätigen Bevölkerung, um den Rundfunk in den Dienst der kulturellen Bestrebungen der Arbeiterschaft zu stellen und um Verständnis für die Radiotechnik in der arbeitenden Bevölkerung zu wecken. Eine angedachte Programmmitgestaltung im öffentlichen Rundfunk kam nicht zustande. 1928 wurde in das Programm der NORAG, der Nordischen Rundfunkaktiengesellschaft, eine Sendereihe „Stunde der Werktätigen“ aufgenommen.

Im „Radio-Laboratorium“ wurden von den Technikern des Arbeiter-Radio-Bundes in Hamburg Großlautsprecher für Übertragungen von Kundgebungen, Parteiveranstaltungen und Sportwettkämpfen gebaut, im Wahlkampf wurden Propagandawagen für die Übertragung von Wahlreden und Musik von Schallplatten ausgerüstet. Eine eigene Kulturarbeit konnte sich in der Arbeiterradiobewegung weder mit der reformistischen SPD-Linie noch mit dem 1929 abgespaltenen *Freier Arbeiter-Radio-Bund Deutschland* der KPD entfalten. Die Radio-Amateurarbeit konnte sich nur noch auf die Bereitstellung technischer Apparate konzentrieren und drohte damit ein Feierabendverein für Radiobastler zu werden.

Eine vierte Möglichkeit einer Freizeitbeschäftigung war die **Fotografie,** als die Fotoapparate Anfang der 1920er Jahre billiger wurden und einfacher zu handhaben waren. Der Arbeiter bekam zum ersten Mal ein Mittel in die Hand, sein Leben und seine Umwelt im Bild aufzuzeichnen. Den technischen Anfang machte manchmal eine selbst gebaute, oft eine gekaufte oder ererbte alte Plattenkamera. In einer Abseite der Wohnung oder im Keller richtete man sich eine Dunkelkammer ein.

Um voneinander zu lernen und um durch gemeinsame Anschaffungen das relativ kostspielige Hobby erschwinglicher zu machen, tat man sich in Fotoklubs zusammen. Der 1908 gegründete *Verband Deutscher Amateurphotographen-Vereine* hatte 1929 ca. 8.000 Mitglieder. In der politisch motivierten *Vereinigung der Arbeiterfotografen Deutschlands* (1927) ging es ausschließlich um Herstellung von Öffentlichkeit in der Fotographie; Voraussetzung für eine Mitgliedschaft war u.a. das Bekenntnis zur sozialistischen Weltanschauung. Der Arbeiterfotograf sammelte Beweismaterial – er wollte Missstände in der Gesellschaft unwiderruflich fixieren und damit an ihrer Beseitigung mitwirken. Publikationsorgane waren neben anderen Willi Münzenbergs „Arbeiter-Illustrierten-Zeitung“ (AIZ; 1925 Berlin) und „Der Arbeiter-Fotograf“ (1926). Die AIZ schrieb 1926 einen Wettbewerb für proletarische Fotoamateure aus.

Musik, bildende Kunst

Musizieren gehörte zur Freizeitgestaltung, eigentlich zum Leben in der Familie auf Wanderungen, im geselligen Kreis und auf politischen Veranstaltungen. Vor allem sang man viel, und leicht zu transportierende Instrumente wie Mandoline, Akkordeon, Mundharmonika waren dabei. Bereits im 19. Jahrhundert gegründete Volksgesangsgruppen erfuhren in den 1920er Jahren großen Zuspruch. Der 1908 gegründete *Deutsche Sängerbund* hatte in Hamburg etwa 80 Mitgliedsvereine, darunter den Volkschor Barmbeck, den Hamburger Volkschor und den Chor der Barmbecker Arbeiterjugend. Arbeitergesangsvereine, Liedergemeinschaften, Mandolinenorchester, Spielmannszüge und Sprech- und Bewegungschöre waren parteipolitisch nicht gebunden, die Mitglieder kamen aber bis auf wenige aus den niedrigeren Volksschichten und erlebten in einer Verbindung von Breitensport, Kultur, Politik, Singen, Volkstanz und jugendbewegtem Wandern einen in Hamburg einmaligen Anstoß zu kultureller und politischer Bildung.

Die Beschäftigung mit Kunst, hier vorwiegend Malerei, **Zeichnen**, Schriftzeichnen, gehörte ebenfalls zur Freizeitbeschäftigung im Leben der kleinen Leute. Die 1928 gegründete *Assoziation revolutionärer bildender Künstler Deutschlands* – unter der Obhut der KPD – sah zwei Richtungen: professionelle Künstler aus dem Kleinbürgertum machten die Sache der Arbeiter mit Motiven aus der Arbeitswelt zu der ihren, und zum andern war da die von der KPD gestellte Aufgabe, Arbeiter zu selbst tätigen schöpferischen Menschen zu erziehen. 1930 war die *Marxistische Arbeiterschule-Groß-Hamburg* gegründet worden, u.a. mit Kursen in Schriftzeichnen und, Form und Farbe’ (im Juni 2008 kam es in Bergedorf zu einer Neugründung). Während also die KPD den Künstlern und Arbeiterzeichnern praktische tagespolitische Aufgaben stellte, förderte die SPD die breite künstlerische Entwicklung der arbeitenden Menschen. Eine Ausstellung in der Kunsthalle belegte dieses.

Erwähnung finden muss hier die **Griffelkunst.** Johannes Böse, Lehrer an der Siedlungsschule in Langenhorn, veranstaltete Mitte der 1920er Jahre Übungen im Betrachten von Kunstwerken für die Siedler. Um die wahre innere Aneignung von Kunst zu fördern, entwickelte er das Griffelkunst-Prinzip, d.h. die Vervielfältigung von Grafik und anderen Werken und die Weitergabe an Interessenten gegen einen geringen Mitgliedsbeitrag.

Laubenkolonien, Wandern, Tourismus

Kleingartenanlagen waren ausgesprochen wichtig für die Arbeiter aus den Massenmietshäusern.

Meist in der Nähe gelegen dienten sie nicht nur dem Kartoffelanbau. Hier konnte vorübergehender Wohnungsnot wie auch kleinen Hungerzeiten begegnet werden. Geselligkeit, Kommunikation, selbständige Umweltgestaltung vom Laubenbau bis zur Blumenpflege, Erholung an Wochenenden von der anstrengenden Berufstätigkeit schufen angenehme Verbesserungen im sonst tristen Dasein. Innerhalb der Laubenkolonien entwickelten sich gegenseitige Hilfe, gemeinsame Veranstaltungen und Vereinsbildungen. Viele, die sonst ein hartes Leben hatten, fanden hier eine Freizeitstätte und einen menschlichen Freiraum. Das war oft mit der Arbeiterbewegung verzahnt, denn die Schrebergarten- und Laubenkolonienmentalität war von kleinen Leuten gebildet nach dem Motto: Hier kann ich Mensch sein!

Im 20. Jahrhundert war es normal geworden, dass der Städter ins Grüne strebte, und dieses Privileg der Begüterten hatten die Arbeiter mittlerweile durchbrochen. Wandern war „in“, wie man heute sagen würde. Zur Zusammenfassung der sozialistischen Wanderbewegung gab es seit Ende des 19. Jahrhunderts den *Touristenverein – Die Naturfreunde* (1930: 215.000 Mitglieder). Als höchstes Ziel dieses bedeutenden Freizeitbereichs wurde von den Naturfreunden die ‚*Ausgeglichenheit der Seele*‘ angestrebt durch Veranstaltungen von Wanderungen, Vorträgen und Führungen sowie den Bau von Ferienheimen. So sollte der Sinn für eine Pflege der Naturschönheiten, Volkssitten und Heimat- und Naturschutz geweckt werden. Eine Förderung des sozialistischen Lebenswandels konnte allerdings mit der Lösung von „Problemen“ des Wanderns und Fragen des Naturschutzes kaum erreicht werden.

„Kleine Leute“ in Reinbek

Wenden wir uns zum Schluss unserer Stadt zu. Wir haben zwar keinen Hans Fallada („Kleiner Mann – was nun?“), keine Zeichner wie Zille und A. Paul Weber oder Filme mit Karl Valentin vorzuweisen, aber immerhin doch Darstellungen von Dirk Bavendamm und in einzelnen Kapiteln Erinnerungen von Herbert Rathmann. Prahlsdorf war das Viertel der Handwerker, der Tagelöhner und der so genannten kleinen Leute. Man lebte in einfachen Verhältnissen, der Arbeitstag, ob in Reinbek oder außerhalb, war lang und hart. Man wohnte in engen Katen oder niedrigen oder mehrstöckigen Backsteinhäusern; zeitweise hatten sich vornehmlich Handwerker auf der Basis neuer gesetzlicher Grundlagen für den Eigenheimbau sogar ein preiswertes Grundstück zwischen Reinbek und Schönningstedt leisten können.

Die **Freizeit** war knapp bemessen. Insbesondere am Wochenende zog man ins Grüne. Geselligkeit und Kommunikation hielten die Gemeinschaft in der „Republik“ (Prahlsdorf) aufrecht. Im „Schützenhof“ bei Hannes Picker wurde abends die Zeitungslektüre diskutiert und am Sonntag Skat gespielt. Hier fand auch der „Swiensball“, der Höhepunkt der Prahlsdorfer Saison statt.

Sicher gab es gemeinsame Veranstaltungen und Aktivitäten wie auch Feierabend- und Sonntagsfreizeiten (Kirchgang, Sonntagsschule, Ausflüge, Bootsfahrten, Bier, Kaffee und Musik und vieles mehr) der verschiedenen gesellschaftlichen Bevölkerungsschichten. Und doch wusste jedermann, ob „seine“ Gaststätte das Landhaus oder der Schützenhof war! Die Kinder hatten gemeinsame Schulwege, gingen zusammen zum Baden im Tonteich und in der Bille und im Winter zum Rodeln im Schmiedesberg und in der Schulstraße, spielten Schlagball, Völkerball oder Kippel-Kappel und natürlich „Räuber und Gendarm“ in den Straßen oder den angrenzenden Waldgebieten.

Unter den Möglichkeiten einer Freizeitgestaltung stand der **Sport** ganz obenan. Seit 1892 gab es den *Reinbeker Turnverein* (*RTV*), der Mitte der 1920er Jahre 214 Mitglieder zählte (Reinbek hatte zu der Zeit 2480 Einwohner) und diesen Turnen und Leichtathletik, Hand- und Fußball anbot. Natürlich stand dieser Verein allen Interessenten offen, Bavendamm schreibt dazu, dass die Dreiklassengesellschaft sich abschliff und der Ort eine ausgewogenere Gestalt annahm. Trotzdem veröffentlichte das „Hamburger Echo“ am 6.Mai 1926: „Arbeiter! Treibt Turnen und Sport in den Arbeitervereinen“ und fügte hinzu „… im reaktionären Reinbek müssen wir zusammenstehen …“ Hier hatte sich bereits im Januar ein *Arbeiter-Turn-und -Sportverein* gegründet. 1928 hatte dieser 94 Mitglieder (25 erwachsene Turner, 40 erwachsene Fußballer und 29 Turnkinder) und 1930 72 Mitglieder (44 Turner und 28 Fußballer, keine Kinder). Dazu gehörte ein Spielmannszug, der mit Schalmeien und einer Pauke den Trommlern und Pfeifern des RTV Konkurrenz machte. Vereinslokal war der Schützenhof, wahrscheinlich kamen die Mitglieder mehrheitlich aus Prahlsdorf.

Es hat weitere Vereine und Verbände, auch Organisationen in Reinbek gegeben, die den ‚kleinen Leuten‘ Engagement, ehrenamtliches Mitwirken oder einfach eine Freizeitgestaltung ermöglichten. In Prahlsdorf existierte ein weiterer Schützenverein, der seinen Schießstand neben dem „Herren-

graben“ hatte; Schützenhof und Schützenstraße verdanken ihm ihre Benennung. Wenn wir bei einer Aufzählung anderer Vereine der Übersicht im Begleitheft „Familienalltag“ von 1999 folgen, dürften neben dem Turn- und dem Schützenverein in Frage kommen der *Arbeiter-Radfahrerverein Solidarität*, die *Feuerwehr,* die *Kommunistische* und die *Sozialdemokratische Partei*, der *Mieterverein*, der *Schrebergartenverein*, die *Schweinegilde*, der *Sparclub „Nordpol*“ und der *Kartenclub „Schosterbuk*“.

Schluss:

Wir sind im gesamten Text von der Annahme ausgegangen, dass zu den „kleinen Leuten“ Arbeiter, kleine Angestellte und Beamte gehörten, die man in der sozialen Schichtung ‚unten’ einordnete, die einen einfachen Beruf ausübten - wenn sie denn überhaupt einen hatten - und deren Einkommen „keine großen Sprünge“ erlaubte. Parteien und Organisationen nahmen sich dieser Menschen an, so dass es wahrscheinlich nur in größeren Gebietskörperschaften zu Auseinandersetzungen gekommen sein dürfte. Eigene Freizeitinitiativen und Vereinsaktivitäten wiesen jedem seine Rolle zu.

Radfahrvereine

Gerhild Arndt

Nach der Reichsgründung 1871 setzte in Deutschland allmählich ein wirtschaftlicher Aufschwung ein (Gründerjahre), so dass es einer größeren Gruppe von Menschen möglich wurde Fahrräder anzuschaffen. In Schleswig-Holstein gründeten sich um 1880 mehrere Radsportvereine, z. B. der Kieler Radsportverein von 1882 oder der Heider Radfahrer-Verein von 1887. Die Räder kamen wahrscheinlich aus England oder Amerika, denn die erste deutsche Fahrradfabrik (Brennabor) wurde 1892 gegründet. Man benutzte anfänglich Hochräder.

Mitglieder der Vereine waren begüterte Leute: Kaufleute, Akademiker, Beamte. Arbeiter und in der Landwirtschaft Beschäftigte hatten dazu kaum Zeit und Geld. Ein 12-Stunden-Arbeitstag und soziale Not lähmten jedes Interesse.

Erst gut zehn Jahre später entstanden dann die so genannten Arbeitersportvereine, oft mit dem Beinamen „Solidarität“. Die wirtschaftliche Situation war mit den Sozialgesetzen unter Bismarck besser geworden. Da die bürgerlichen Vereine keine Arbeiter aufnahmen, gründeten sie unter der Obhut der SPD ihre eigenen Klubs, z. B. die Radsportgemeinschaft Kiel von 1896. In Schleswig-Holstein waren es 1896 30 Vereine. (Nachgewiesen in den Wochenzeitschriften des Deutschen Radfahrer-Bundes von 1895) Der Kieler Radfahrer-Verein hatte 1895 49 aktive und 43 passive Mitglieder.

Es war die Zeit der Hochräder und Velocipeds. Die Erfindung des Luftreifens 1888 durch Dunlop brachte einen großen Fortschritt.

Das Brennabor Typ 19 ist ein "Hochrad für Saal- und Kunstfahren", so steht es im Prospekt. Von herkömmlichen Maschinen unterscheidet es sich durch den beidseitigen Aufstieg, fehlende Bremsen, in der Höhe verstellbaren Lenker sowie die "Nackensteuerung", die es ermöglicht, Rahmen und Gabel in so einen Winkel zueinander zu verdrehen, dass man damit am Stand verharren kann. (Preis: um 165 Mk – um 1900). Das recht unsichere Hochrad wurde bald vom „Bicyclette“, dem Fahrrad mit gleich großen Rädern abgelöst.

In den 1920er Jahren kosteten die billigsten Fahrräder um die 50 RM, bessere Tourenräder 120 RM. Der Preis eines „Diamant“-Rennrades von 135 RM entsprach 13 ½ Wochen Arbeit als Lehrling. Die Fabrik für „Diamant“-Räder war 1895 in Chemnitz gegründet worden.

Alle genannten Vereine existierten bis über den 1. Weltkrieg hinaus unter den beiden Dachverbänden Deutscher Radfahrer-Bund und Arbeiter-Rad- und Kraftfahrer-Bund Solidarität. Es gab wohl keinen gemeinsamen Sportbetrieb wie heute. Die „Solidarität“-Vereine förderten schon damals mehr den Breitensport und weniger die Spitzensportler. Eine Blütezeit erlebte der Radsport in den so genannten goldenen zwanziger Jahren. Radsport war Volkssport.

Der große Rückschlag kam 1933 mit der Zerschlagung der Arbeitersportvereine. Sie wurden aufgelöst, verloren viele Mitglieder und ihre Vorstände. Der Kieler Radfahrer-Verein von 1934 wurde behördlicherseits geschaffen und übernahm das Material und die Mitglieder der Solidarität-Vereine.

Im 2. Weltkrieg wurden viele Hallen zerstört, für Radfahrvereine hatte niemand mehr Zeit und Fahrräder wurden als Transportmittel kostbar. Nach dem Kriege fanden sich die Überlebenden und heimgekehrten Mitglieder zusammen, um den Sportbetrieb wieder aufzunehmen. Das war nicht so einfach. Von der britischen Militärregierung musste jeder Zusammenschluss genehmigt werden.

Im Oktober 1947 wurde der ARKB Solidarität offiziell wieder gegründet, am 1. 12. 1948 der Bund Deutscher Radfahrer.

Arbeiter Radfahrerverein „Vorwärts“ Reinbek

Eckart Bünning

Der Radfahrerverein hat einst im kulturellen Bereich des Ortes Reinbek einen beachtenswerten Platz eingenommen. Aus den leider nur spärlich vorhandenen Unterlagen und Erzählungen ehemaliger Mitglieder wurde dieser Bericht zusammengestellt.

In Reinbek fanden sich im Jahre 1906 ein paar interessierte junge Leute und gründeten den **Arbeiter-Radfahrer-Verein „Vorwärts“ Reinbek**. Sie schlossen sich dem zentralen Bundesverband „Arbeiter-Radfahrer-Bund „Solidarität“ an, der später um die Kraftfahrersparte erweitert wurde.

Der Reinbeker Radfahrerbund war ebenso wie der Dachverband „Solidarität“ politisch an der Arbeiterbewegung orientiert. So ist es nicht zu verwundern, dass die Mitglieder überwiegend in den Wohnquartieren der Arbeiter zu Hause waren, nämlich im Reinbeker Ortsteil Prahlsdorf und im damaligen Dorf Schönningstedt.

Die Aktivitäten erstreckten sich zunächst auf reine Wanderfahrten. Große mehrtägige Touren führten durch ganz Deutschland. Bei dieser Gelegenheit traf man sich mit vielen gleichgesinnten Gruppen und knüpfte Kontakte und Freundschaften. Einziges Zeugnis aus dieser Vergangenheit ist ein Foto von einer Radwandertour am Himmelfahrtstag 1921 oder 1922, auf dem 11 junge Männer und 3 Mädels zu sehen sind.

Der Verein finanzierte sich aus Mitgliedsbeiträgen, Zuwendungen von Förderern und aus Eintrittserlösen von Geselligkeits- und Tanzveranstaltungen, bei denen mit den vorhandenen bescheidenen Möglichkeiten radsportliche Vorführungen geboten wurden. Aus den Einnahmen konnte man sich bald einige zum Kunstfahren auf dem Saal geeignete Spezialfahrräder anschaffen. Fachlich werden diese Räder Saalmaschinen genannt. Sie hatten eine direkte Übersetzung und man konnte mit ihnen vor- und rückwärts fahren. Die Veranstaltungen zogen zahlreiche Zuschauer an und sind bei älteren Mitbürgern noch in guter Erinnerung.

Die Arbeitersportverbände wurden 1933 kurzerhand verboten und mit den Saalmaschine auch das Vermögen des Reinbeker Vereins eingezogen.

Nachdem einige der alten Mitglieder aus dem Kriege zurückgekehrt waren, lebte im Jahr 1946 der Reinbeker Ortsverein unter dem traditionellen Namen „Vorwärts“ wieder auf und schloss sich dem ebenfalls wieder gegründeten Dachverband „Solidarität“ an Aus Schönningstedt und Reinbek fanden sich 20 aktive Mitglieder, außerdem gaben zahlreiche Förderer einen finanziell sicheren Rahmen. Der Verein verfügte über 6 Saalmaschinen, davon waren vier Reigen- und zwei Kunstfahrmaschinen. Reinbek hatte damit wieder eine aktive und erfolgreiche Radsportgruppe. Bei zahlreichen öffentlichen Veranstaltungen, auf Bällen bei Fürböter in Schönningstedt und im Reinbeker „Schützenhof“, sowie bei Konzerten führte die Gruppe ihr Können vor und fand Interesse und Beifall der Zuschauer.

Neben den Besuchern aus der Reinbeker und Schönningstedter Einwohnerschaft kamen Gäste aus den benachbarten Vereinen aus dem Hamburger Umland. Überhaupt fand ein reger Austausch mit gegenseitigen Besuchen und Wettbewerben unter den Ortsvereinen statt.

Durch die Zugehörigkeit zum Bundesverband hatten die Reinbeker die Möglichkeit an Landes- und Bundeswettbewerben teilzunehmen. Sie waren erfolgreich und belegten 1955 bei Deutschen Meisterschaften im Saalsport den 3. Platz im Kunstreigen, wurden 1956 Landesbester im Kunstfahren und nahmen 1957 noch einmal an einem überregionalen Wettbewerb in Bramsche teil.

Das 50-jährige Jubiläum konnte der Verein 1956 in einem festlichen Rahmen begehen. Den Auftakt bildete ein großer Jubiläumsball im „Schützenhof“.

Am Festtag führte eine viel beachtete Korso-Fahrt auf bunt geschmückten Rädern durch die Stadt zum Vereinslokal. Nach einigen Ansprachen und Glückwünschen folgten in bunter Reihe Vorführungen befreundeter Radsportvereine und der Reinbeker Mannschaft, in denen noch einmal die ganze Palette der Kunstradfahrer gezeigt wurde. Die Darbietungen im Einer-, Zweier- und Viererkunstfahren, Vierer Kunstreigen, Vierer Steuerrohrreigen sowie Sechser-Einradreigen fanden großen Beifall. Das festliche Ereignis endete am Abend mit einem großen Festball im „Schützenhof“.

A.R.K.B. „Solidarität“

50

1906 1956

50jähriges Jubiläum

am 2. und 3. Juni 1956 im Reinbeker Schützenhof

Sonnabend, 2. Juni, 20 Uhr Großer Festball

Sonntag, 3. Juni, 14 Uhr Korsofahrt durch die Stadt

15 Uhr Radsport im Vereinslokal Schützenhof

19 Uhr Tanz

Programm

zum 50jähr. Jubiläum d. Ortsgruppe Reinbek

Beginn 15 Uhr

1. Ansprache des Landesverbandes Reinhold Dahlke
2. Ehrung
3. Begrüßungsreigen . . . . . Reinbek
4. 4er Schwenkreigen . . . . . Eppendorf
5. 1er Kunstfahren . . . . . Reinbek
6. 4er Gemischter Jugend . . . . . Bergedorf
7. 1er Kunstfahren . . . . . Kirchdorf
8. 2er Kunstfahren . . . . . Wandsbek
9. 4er Kunstreigen (Damen) . . . . . Reinbek
10. 1er Kunstfahren . . . . . Altengamme

11. Barrenturnen . . . . . TSV Reinbek
12. Einfahrt (Damen)
13. Radball (Herren)
14. Radball (Herren)
15. 1er Kunstfahren . . . . . Reinbek
16. 4er Einradreigen . . . . . Langenhorn
17. 4er Kunstreigen (Herren) . . . . . Reinbek
18. 4er Steuerrohrreigen . . . . . Bergedorf
19. 2er Kunstfahren . . . . . Reinbek
20. 1er Kunstfahren . . . . . Wandsbek
21. 1er Kunstfahren . . . . . Duberg
22. Bodenturnen . . . . . TSV Reinbek
23. Radball (Jugend)
24. Radball (Herren)

Anschließend Tanz

In den folgenden Jahren verließen nach und nach einige aktive Fahrer den Verein, sie waren arbeitslos und verzogen in andere Gegenden Deutschlands oder wanderten nach Amerika aus. Die Lücken konnten nicht wieder aufgefüllt werden, junge Leute zeigten kein Interesse diesen Sport weiter zu betreiben und so löste sich der so erfolgreich gewesene Verein auf.

Feierabend - bei den Großeltern

Gudrun Schmidt

Wie das früher meist der Fall war, wohnten wir im gleichen Ort wie meine Großeltern, genau wie noch weitere Geschwister meiner Mutter. Deshalb war die Wohnung der Großeltern häufig Treffpunkt der Schwestern, die dann natürlich auch ihre Kinder mitbrachten.

Die Wohnung war klein, aber sehr gemütlich. Das heißt, gemütlich war eigentlich nur die Wohnküche. Die „Gute Stube“, durch die hindurch man in die Küche gelangte, wirkte eher abweisend. Sie wurde nur für ganz besondere Gelegenheiten überhaupt benutzt. Sie war nie geheizt, auch im Winter nicht, nach meiner Erinnerung haben wir niemals darin gesessen. Nur das gerahmte Bild der ältesten, mit 19 Jahren verstorbenen Schwester meiner Mutter fesselte meine Blicke - und eine große Urkunde, die meiner Großmutter verliehen worden war, weil sie so viele Kinder in die Welt gesetzt hatte - acht insgesamt. Das fand ich spannend

Hinter der Stube trat man unmittelbar in den etwas tiefer gelegenen Teil der Küche. Dort standen der Herd, das Waschbecken auf einem dreifüßigen Gestell, die Wasserbank mit den Wassereimern und dem „Schöpftopf“, ein Küchenschrank mit dem Geschirr, eine große Schüssel für den Abwasch und daneben ein Eimer für das Abwasser. Das Trinkwasser wurde vom Brunnen im Hof geholt und das Abwasser in den Wassergraben vor dem Haus geschüttet (es lief dann im offenen Graben die gesamte Dorfstraße entlang ungeklärt in den Fluss *Pleiße*!).

Auf der linken Seite der Wohnung führte eine geschlossene Tür in das kleine Schlafzimmer der Großeltern. Außer dem Doppelbett und einem Schrank sowie einem Nachttisch gab es dort kaum Mobiliar - auch hatte der Raum nur ein klitzekleines Fenster.

Lustig fand ich immer den Nachttopf unter dem Bett. In unserer eigenen Wohnung hatte wir bereits eine Etagen-Toilette, während es von der Wohnung der Großeltern ein langer Weg über den Hof und durch den Garten zum „Toilettenhäuschen“ (Plumpsklo) war, den ich nicht mal tagsüber gern machte, weil er durch einen dunklen Schuppengang führte, in dem Briketts und Brennholz aufbewahrt wurden, manchmal eine Maus über den Lehmboden huschte und mir überhaupt ziemlich unheimlich zumute war. Deshalb gingen wir Kinder im Notfall auch möglichst zu zweit oder mehreren zum „Häuschen“.

Im Wohnhaus ging man rechts neben dem eigentlichen Küchenraum eine Stufe hoch, aber ohne Tür in den für uns gemütlichsten Teil der Wohnung. Dort stand in der Ecke ein Kachelofen mit drei kleinen Eisentürchen - eine zum Befeuern des Ofens, zwei als Zugang für die Wärmekämmerchen. Dort drinnen stand immer eine Kanne mit „Muckefuck“ - dem „Kaffee“ aus selbst gebranntem Getreide (meist Gerste), das mit „Zichorie“ - der getrockneten Wurzel der hübschen, blau blühenden Wegwarte - versetzt war. Nur an Feiertagen gab es „richtigen“ Kaffee - ein damals nicht gerade billiges Vergnügen, das aber von den Erwachsenen offensichtlich sehr geschätzt wurde - und von dem wir Kinder nichts abbekamen, im Gegensatz zum „Muckefuck“.

Den Hauptteil des Raumes nahm ein großer Tisch ein. An der Rückseite der Fensterwand stand eine lange Holzbank, auf der wir Kinder es uns bequem machten. Man konnte darauf sitzen und in den Raum hineinschauen - auf allen drei anderen Seiten des Tisches standen Stühle, die meist besetzt waren. Wenn Großvater von der Arbeit kam, war allerdings der Stuhl auf der einen Stirnseite sofort zu räumen - das war sein Platz!

Von der Bank aus konnte man auch nach draußen sehen, wenn man sich umdrehte. Dann schaute man zwar auf den großen alten Maulbeerbaum, dessen reife Früchte wir Kinder so gern aßen. Aber man erhaschte auch einen Blick auf die Hauptstraße des Ortes, sah mitunter Pferdewagen vorbeiziehen, die zum „Holzplatz“ (des Sägewerkes) fuhren oder auf den Bauernhof nebenan. Und wenn man Glück hatte und das Wetter entsprechend war, hatten sich draußen auch ein paar Kinder zusammengefunden und spielten *Fangen* oder *Verstecken* - und man durfte hinunter und mitspielen.

Sah man aber Großvater die Straße entlang geradelt kommen, dann war dies das Zeichen zum Aufbruch. Während er sein Fahrrad im Schuppengang abstellte, liefen wir nach oben, um seine Ankunft anzukündigen.

Die Gespräche der Erwachsenen verstummten. Oma sprang auf, um nachzuschauen, ob das Wasser in der Ofenpfanne noch warm genug war, oder ob sie etwas Brennholz nachlegen musste.

Da trat Großvater auch schon ein, in der einen Hand das Aluminium-Kochgeschirr, in dem ihm Großmutter das Mittagessen richtete und früh mit auf den Arbeitsweg gab, in der anderen Hand die Karbidlampe für das Fahrrad. Großvater hatte einen langen Arbeitsweg, etwa 12 km hin, 12 zurück. Früher hatte er diesen Weg zu Fuß gehen müssen, bis er sich endlich ein Fahrrad leisten konnte, denn es gab weder eine Bus- noch eine Bahnverbindung auf dieser Strecke. Mit Dynamolicht war sein Fahrrad noch nicht ausgestattet - neben dem langen Arbeitsweg hatte er aber auch noch eine lange Arbeitszeit, so dass er den Weg einen großen Teil des Jahres im Dunkeln zurücklegen musste. So war die hell leuchtende Karbidlampe eine große Erleichterung auf dem teilweise recht holprigen Weg.

Wir kannten genau das Ritual, das nun folgte. Zuerst legte Opa die Jacke ab, zog die Schuhe aus und die bereitstehenden Pantoffeln an. Inzwischen goss Oma das heiße Wasser in die Waschschüssel und legte ein sauberes Hemd auf die Ablage daneben. Nachdem er sich sorgfältig gewaschen und abgetrocknet hatte - das Handtuch hing immer griffbereit am Handtuchhalter mit dem gestickten Übertuch an der Wand - setzte er sich zu uns an den Tisch. Jetzt sah er schon nicht mehr ganz so müde aus. Oma stellte seine große Lieblingstasse, eine Untertasse mit einem Stück Brot und das Zuckertöpfchen vom Kaffeeservice vor ihn hin und füllte die Tasse mit dampfendem „Muckefuck“. Sorgfältig schnitt Opa das Stück Brot in kleine Würfel, goss einen Teil des „Kaffees“ darüber und streute ein wenig Zucker darauf. „Zuckerhäppchen“ nannte man diese für uns Kinder faszinierende kleine Zwischenmahlzeit, mit der sich Opa vom Stress des Arbeitstages erholte. Das Spannendste an der Sache für uns war, dass er hin und wieder ein Häppchen nicht in seinen eigenen Mund steckte, sondern in einen unserer bereitwillig aufgesperrten Kindermünder.

Diese kleine Geste ist für mich eine der deutlichsten Erinnerungen an einen ansonsten sehr unauffälligen, wenig redseligen Mann, der den ganzen langen Tag auf Arbeit war, am Sonntagmorgen mit anderen Männern des Dorfes im Wirtshaus Karten spielte und sich am Nachmittag von der damals noch sechs Tage langen Arbeitswoche ausruhte.

Hatte er seine Häppchen aufgegessen und den „Kaffee“ ausgetrunken, machte er schließlich noch seine Karbidlampen für den nächsten Morgen betriebsbereit (Karbid und Wasser auffüllen, Brennerdüsen reinigen), und für uns war es Zeit, nach Hause zu gehen.

Warum ein kleines Mädchen die großen Ferien hasste

Erika Schrader

Es muss etwa im Jahre 1923 gewesen sein. Mein Großvater, der gelernter Tischler war, arbeitete damals in einer Holzfabrik am Stadtrand von Hannover. In dieser Zeit mussten die Arbeiter selbst für die Verpflegung an ihren langen Arbeitstagen sorgen, denn Werkskantinen gab es nicht. Zur Mittagspause gingen also viele Arbeiterfrauen mit warm verpackten Essentöpfen zur Fabrik, damit ihre schwer arbeitenden Männer einmal am Tag eine warme Mahlzeit zu sich nehmen konnten. Das frisch gekochte Essen wurde in kleine Aluminiumtöpfe gefüllt, die man aufeinander stapeln konnte, fest in Zeitungspapier gewickelt und zusätzlich noch mit einem alten Wollschal umhüllt, damit sich die Wärme besser hielt. Dann kam das ganze zusammen mit Besteck und einer Kaffeeflasche in eine große Einkaufstasche und damit wanderte auch meine Großmutter Tag für Tag den langen Weg zur Fabrik - eine halbe Stunde hin, eine halbe Stunde zurück. Eine große zeitliche Belastung war das für sie, zumal sie immer sehr pünktlich sein musste. Opas Mittagspause dauerte nur 30 Minuten und er sollte doch in Ruhe essen können.

Ist es ein Wunder, dass sich meine Oma jedes Mal auf die großen Ferien freute? Dann nämlich konnte ihr ihre kleine Tochter Grete (meine Mutter, damals 10 Jahre alt) diesen lästigen und zeitraubenden Weg abnehmen.

Meine Mutter hat mir oft erzählt, wie anstrengend und langweilig sie es empfunden hat, die weite Tour zu laufen, und wie einsam sie sich dabei gefühlt hat, und in einer halben Stunde hat sie es auch nie geschafft. Oft vertrödelte sie sich, blieb vor Schaufenstern stehen oder sah spielenden Hunden zu. Dann hörte sie von weitem schon die Fabriksirene heulen, was bedeutete, dass die Mittagspause bereits begonnen hatte. Voller Panik begann sie, mit der schweren Tasche zu laufen, denn ihre strenge Mutter hatte ihr eingeschärft, ja pünktlich zu sein. Wenn sie um die letzte Ecke bog, sah sie von weitem schon die hellen Hemdsärmel ihres Vaters leuchten. Er saß am Straßengraben und wartete geduldig auf sie. Er war auch nie böse, sondern beruhigte seine kleine aufgeregte Tochter liebevoll: “Nun mal langsam, ist ja noch genug Zeit!“ Grete fiel jedes Mal ein Stein vom Herzen. – Aber nun kam der lange Heimweg, und morgen war es wieder so, und übermorgen auch, jeden Tag in den langen Sommerferien, - - wie langweilig!!!

„Kannst du dir vorstellen, dass ich die großen Ferien gehasst habe?“, fragte meine Mutter mich immer am Ende dieser Geschichte. - - Ja, das konnte ich mir gut vorstellen!!!

Auszüge aus den Lebenserinnerungen der Frieda Stochay, geb. Saß

ausgewählt und abgeschrieben von Gisela Hackbarth

Die Schilderungen reichen vom Jahr 1921 bis zum September 1940.

Als der Erste Weltkrieg zu Ende war und damit auch die Soldatenzeit von Friedas Vater, zog er mit seiner kleinen Familie nach Lenzheim in Ostpreußen. Dort hatte er Arbeit bei einem Bauern gefunden. Hier folgen nun Auszüge aus Frieda Saß` Bericht:

Hier wurde ich am 25. Dezember 1921 geboren. Im Herbst 1923 zogen meine Eltern nach Zandersdorf, Kreis Rastenburg (Ostpreußen)……

Es verging ein weiteres Jahr. Meine Mutter hatte Heimweh nach Pommern. Sie wollte gern bei all ihren Lieben sein. Ihre sieben Geschwister, der Vater und die übrige Verwandtschaft hatten Arbeit und Wohnung im Kreis Saatzig in Pommern gefunden. Also zogen Vater und Mutter mit uns vier Kindern nach Groß-Silber im Kreis Saatzig. Auf dem dortigen Gut fand mein Vater Arbeit und eine Wohnung……

Am 18. Februar 1926 wurde meine Schwester Hedwig geboren. Im Herbst des gleichen Jahres zogen wir weiter nach Kinigsruh im Kreis Saatzig. Hier wohnten wir ein Jahr bei einem Bauern ganz dicht am Wald. Wir hatten eine sehr schöne Wohnung in einem neuen Haus. Sie bestand aus einer Stube (mit Holzdielen), einem kleinen Zimmer und einer großen Küche. Wir hatten gut Platz. Meine drei älteren Geschwister mußten allerdings jeden Tag zweieinhalb Kilometer zur Schule laufen.

Im Wald gab es viele Pilze, Blaubeeren und Preiselbeeren. Am meisten haben wir allerdings Pfifferlinge gesammelt, die wir Rehpfötchen nannten. Mutter hat diese Pilze gesäubert, danach wurden sie gesalzen und in Steintöpfe eingelegt, oder sie wurden getrocknet und in einen Leinenbeutel getan. So hatten wir auch im Winter davon zu essen. Vor unserem Haus hatten wir einen großen Garten. Im Winter kamen die Wildschweine und die Rehe ganz nahe an unser Haus. Es waren damals sehr kalte Winter, der Schnee lag sehr hoch. Mutter mußte beim Bauern arbeiten.

Im Herbst 1927 zogen wir wieder nach Groß-Silber. Wir bekamen beim Bauern P. eine Wohnung, die sehr klein war: die Stube war gleichzeitig die Küche, dazu kamen eine Kammer und ein kleiner Flur. Vater hatte Arbeit auf dem Gut bekommen, Mutter arbeitete beim Bauern. Da die Wohnung so eng war und am 30. April mein Bruder Walter geboren worden war, mußten meine älteren Geschwister ausziehen und beim Bauern arbeiten. Sie taten es für Essen und Bekleidung, denn das Geld reichte für solch große Familie nicht aus. August war jetzt 13 Jahre alt, Erna 11, und Alfred wurde acht. Als mein Bruder sechs Wochen alt war, mußte meine Mutter auch wieder arbeiten gehen, und ich mußte auf die kleinen Geschwister aufpassen. Das war schwer, und ich habe oft geweint. Ich war nun sechs Jahre alt und mußte am Vormittag zur Schule. Siegfried war nun vier, Hedwig zwei – und dann war da noch der kleine Walter. Es war zuviel Verantwortung, die man mir zumutete . Immer wurde gesagt: „Du bist doch groß!“ Mein Vater war sehr streng. Wenn irgend etwas nicht in Ordnung war, gab es welche mit dem Siebenstreifen oder mit dem Leibriemen.

Im Winter war es immer sehr kalt. Unser Küchenfußboden bestand aus roten Mauersteinen. Einen Ofen hatten wir nicht, nur den Kochherd. Oft mußte ich Feuer anmachen, damit das Wasser schon heiß war, wenn Mutter kam. Das Feuermachen war gar nicht so einfach: Ein Wiemerstroh wurde in den Herd gelegt, darauf etwas Kleinholz und obendrauf ein dickeres Stück Holz. Wenn wir Pech hatten, brannte der Ruß im Schornstein. Dann holte ich schnell einen Eimer Wasser, tauchte den mit einem alten Sack umwickelten Schrubber in das Wasser und löschte so den brennenden Ruß. Vor dem Herd waren zwei Luken (Türen). Wenn man in die Höhe schaute, konnte man den Himmel sehen. Wenn es regnete, kam das Wasser oft durch den Schornstein.

Wir schliefen zu zweit in einem Bett. Im Strohsack hatte jeder seine Mulde. Unterbetten gab es nicht. Dadurch, daß wir zu zweit schliefen, wärmten wir uns gegenseitig. Im Winter glitzerte der Frost an den Wänden.

Jedes Jahr wurde die Wohnung „gewiddelt“ (weiß gemacht, gestrichen). Damit es nicht eintönig war, malte Mutter Blumen an die Wände. Auch schnitt sie eine Schablone aus und brachte dann durch etwas dunklere Farbe das Ornament an der weißen Deckenhöhe an. Denn zu der damaligen Zeit hatten wir keine Bilder, um unsere Stube zu verschönern. Auch am Weihnachtsbaum hatten

wir nur ein paar weiße Kerzen. Mutter machte Strohsterne und fertigte aus Krepppapier wunderschöne Rosen an. In meiner Erinnerung sehe ich noch heute den Baum, er war einmalig schön!

1928 wurde ich eingeschult. Die Einschulung war für mich ein großes Erlebnis. Alles was die Schule bot, prägte sich mir gut ein. So erinnere ich mich an das Jahr 1928 ganz besonders intensiv und gern.

Schularbeiten machen war Nebensache. Ich hatte Glück, denn ich ging gern zur Schule. Von meinen Eltern konnte ich wenig Hilfe erwarten: Mein Vater konnte nicht lesen und nicht schreiben, Mutter half, so gut es ging. Sie hatte auch nur vier Winter die Schule besucht. ……...Da die Eltern meiner Mutter einen großen Bauernhof hatten und kleinere Geschwister da waren, mußte Mutter auf die Kinder aufpassen. Früher war es so, daß hauptsächlich die Jungen die Schule besuchten. So war es auch bei den Eltern meiner Mutter.

Mein Vater stammt aus Lettland. Die Eltern hatten einen Bauernhof. Da sie zwölf Geschwister waren, konnten die Eltern nicht alle zur Schule schicken, denn das kostete viel Geld, was die Eltern nicht aufbringen konnten. Vater wurde aber konfirmiert, sein Konfirmationsschein ist noch vorhanden. Er konnte alle Gebote sowie den ganzen Kathechismus aus dem Kopf. Ebenso viele Lieder und Gebete. Bei jeder Mahlzeit hat er vor –und nachher gebetet. Wurde ein Brot angeschnitten, wurde es mit einem Kreuz gesegnet. Er ging viel zur Kirche.

Im Jahr 1929 hatte Vater sich neue Arbeit gesucht. Wir zogen von Groß-Silbern nach Wodarge im Kreis Saatzig. Hier wohnten wir in der Mühle. Vater arbeitete als Schweizer. Mutter mußte jeden Tag früh raus: Sie half beim Kühemelken und anderen anfallenden Arbeiten. Wir hatten hier eine sehr schöne Wohnung! In beiden Stuben standen Öfen. Sehr schöne Holzdielen bildeten den Fußboden. Wir hatten eine große Küche mit anliegender Speisekammer. Auch ein geräumiger Keller war vorhanden. Nach oben zum Boden führte eine Holztreppe. Hier war noch ein schönes Zimmer, das wir aber nicht nutzen konnten, weil wir nicht genügend Möbel besaßen. Die Hauptmöbel waren Betten, Tische, Stühle und eine Bank. Einen großen Garten mit vielen Obstbäumen hatten wir auch. Es war alles sehr schön. Nur leider war mein Schulweg sehr lang. Über zwei Kilometer mußte ich täglich laufen. Ja, ich habe heute viele, überwiegend schöne Erinnerungen an diesen Ort.

An der Hausecke hatten wir einen offenen Ziehbrunnen. Das war sehr gefährlich. Ich hatte Angst, daß meine kleinen Geschwister da hineinfallen könnten. Oft habe ich Wasser mit einer Winde, an der ein Eimer befestigt war, aus dem Brunnen geholt.

Im Herbst 1929 zogen wir nach Gräbnisfelde im Kreis Saatzig. Bei diesem Umzug wurde ein Bein unseres Tisches abgebrochen. Der Knecht des Bauern, der uns mit dem Pferdewagen fuhr, hatte zu tief in die Flasche geschaut und die Kontrolle über das Gespann verloren.. Trotzdem – wir fanden es sehr lustig, oben auf dem Wagen zu sitzen und so durch die Lande zu ziehen. Da kamen auch mein Vater und der Bauer, die ihr Ziel schon erreicht hatten, zurück und holten uns ab.

Es war dunkel geworden, ehe wir in Gräbnisfelde ankamen. Mutter standen die Tränen in den Augen, als sie die Wohnung sah: es war eine schlechte Wohnung und mit der, die wir verlassen hatten, nicht zu vergleichen. Wir hatten eine Kammer und eine Stube, die auch gleichzeitig Küche war. Rote Ziegelsteine waren der Fußboden in der Stube. Sehr, sehr traurig war Mutter.

Wir waren alle todmüde. Wir Kinder schliefen in der Kammer. Am nächsten Tag hatten wir lauter rote Stellen am ganzen Körper. Die Wohnung war mit Flöhen verseucht. Mutter mußte die ersten Tage schwer arbeiten. Der Keller war mit allerlei Unrat vom Vorgänger vollgestopft. Nach einiger Zeit hatten die Eltern das Ungeziefer ausgerottet. Meiner Mutter mußte ich besonderen Dank sagen, denn sie hatte ja die meiste Arbeit gehabt .Mein Vater ging als Waldarbeiter zum Förster Lichtenstein. Meine Mutter mußte für die Wohnung beim Bauern arbeiten. Mein Vater holte nun meinen Bruder Alfred vom Bauern in Groß-Silber nach Hause. Er war inzwischen neun Jahre alt geworden. Leider mußte er gleich wieder in Stellung zum Förster Lichtenstein. Da das Försterhaus im Walde lag, hatte er jeden Tag einen langen Schulweg. Morgens, wenn er zeitig war, kam er noch zu uns rein, denn wir wohnten dicht bei der Schule.

Im Januar 1930 wurde meine Schwester Elisabeth geboren. Mein Vater war den Sommer über arbeitslos. Im Herbst war er für fünf Wochen von zu Hause weg: er ging im Akkord Kartoffeln buddeln.

Da ich nun acht Jahre alt war, ging ich zur Handarbeitsstunde. Dort lernte ich Strümpfe stricken, stopfen und Knöpfe annähen. Dadurch hatte es meine Mutter es nun etwas leichter .

Das Leben der kleinen Leute

Wir hatten kein elektrisches Licht, nur eine Petroleumslampe. Eines Nachts wachte ich auf, weil ich auf den Eimer mußte. Es muß gegen ein Uhr gewesen sein. Mutter saß im Bett, hatte Vaters Wolfs-pelzjacke an und strickte Strümpfe. Es war sehr kalt, denn im Herd brannte kein Feuer mehr.

Jeden Sonnabend wurden wir Kinder ordentlich abgeseift. Wir saßen in einer Zinkwanne und badeten. Lagen wir danach in den Betten, machte sich Mutter dabei und schrubbte die Stühle und (falls vorhanden) die Bank und den Tisch. Anschließend kam der Fußboden dran. Am nächsten Tag wurde dann weißer Sand gestreut. – Ich erinnere mich, daß wir Kinder oft beim Essen am Tisch stehen mußten, oder wir knieten um einen Hocker herum, auf dem eine Schüssel stand.

Mit der Toilette war es eine Sache für sich. Im Stall stand ein Sitz mit einem Eimer darunter, den Vater selbst gebaut hatte. Dieser Eimer mußte jeden zweiten Tag geleert werden. Oft setzten wir Kinder uns einfach auf den Dunghaufen.

Meine Brüder trugen bis zum dritten Lebensjahr Kleider. Das war bequem, und so wurden sie schon früh an das Töpfchen gewöhnt. Im Sommer, wenn sie Wasser lassen mußten: sie brauchten sich nur hinzusetzen, denn die kleinen Kleidchen warten ja lang. Somit hatte es Mutter, die ja trotzdem immer noch zur Arbeit mußte, etwas leichter. Jedes Stück mußte sie mit der Hand waschen. Sie besaß nicht einmal ein Rubbelbrett.

…Meine kleinen Geschwister mußte ich viel auf den Arm nehmen und mit ihnen nach draußen gehen. Ich war erst dann wieder froh, wenn sie schliefen, denn mir taten meine Arme und mein Rücken weh.

Wieder ist Frühling (1931). Da geht Vater mal wieder auf Wohnungssuche: er findet eine Wohnung, etwa 40 Kilometer weiter, in Tramke, Kreis Saatzig. Mitten durch das Dorf fließt ein Fluß. Es muß die Ihna sein, die von Butow über Tramke nach Stargard fließt. Aber leider gibt es hier keine Schule. Ich muß eine halbe Stunde nach Schönebeck laufen. An diese Schule kann ich mich nicht erinnern. Ich weiß nur noch, daß ich mit mehreren Kindern durch einen Wald gehen mußte.

Meiner Mutter sagte diese Wohnung nicht zu. Als sie am Morgen des Ostersonntags die Deputatmilch für uns holen will, wird sie gewahr, wie die Großbäuerin Wasser in die Milch pantschte. Das war der Anlaß, warum meine Mutter nicht bleiben wollte. Vater blieb nichts anderes übrig, als wieder auf Wohnungssuche zu gehen. Und er hatte Glück! In Daarz, Kreis Naugard, fand er bei dem Gutsbesitzer G. Schuhmann Arbeit und eine Wohnung. Und das nur nach sechs Wochen Aufenthalt in Tramke. Nach einigen Tagen konnten wir weiterziehen. Zum Glück hatte Mutter den größten Teil unserer Habe noch nicht ausgepackt. Anfang Mai war es soweit. Drei Fuhrwerke wurden uns vom Gut geschickt.

Zuvor war Vater in Groß-Silber gewesen und hatte die Geschwister geholt: Erna vom Bauern Stabenow, August vom Bauern Klug und Alfred vom Förster Lichtenstein. Hier auf dem Gut wurden Arbeitskräfte verlangt. Vater mußte zwei Hofgänger stellen, damit wir die Wohnung bekamen.

Am späten Nachmittag kamen wir in Daarz auf dem Gut an. Viele Möbel hatten wir nicht, aber wir waren reich an Kindern, acht an der Zahl.

Auf dem Drescherende standen zehn Häuser, jeweils sechs Meter voneinander entfernt. In den meisten Häusern wohnten zwei Familien. Hier waren viele Kinder. Die Häuser gehörten alle zum Rittergut. – Am Abend unserer Ankunft hatte uns eine Nachbarin eine Weißkohlsuppe gekocht, die sehr gut schmeckte. Sie bestand aus Weißkohl, Kartoffeln und Fleisch – alles zusammen gekocht und mit Kümmel gewürzt, was ich gern mochte. Auch heute noch.

Hier war die Schule mitten im Dorf. Sie hatte zwei Klassen für insgesamt 126 Kinder!

Wir Kinder auf dem Drescherende haben oft Kriegen gespielt. Auch Kreisspiele mochten wir gern: wir faßten uns alle an, gingen in die Runde und sangen „Rote Kirschen eß ich gern,…“ oder „Hier wird Platz gemacht für die jungen Damen, …“ oder andere.

Hinter unseren Gärten waren große, weite Felder und Wiesen. Wenn das Korn gemäht war, liefen wir oft barfuß über die Stoppelfelder. Das taten wir sowieso während des größten Teils des Sommers. Sonst trugen wir Holzpantinen. Schuhe tragen „war nicht drin“.

Woher hatte das „Drescherende“ seinen Namen bekommen? Früher kamen viele Polen nach Deutschland, hauptsächlich auf die Güter, um bei der Ernte zu helfen. Für sie wurden diese Wohnungen gebaut. Später wurden diese Wohnungen auch für Tagelöhner und ihre Familien benutzt.

Nun zu unserer Wohnung: Wir hatten zwei Stuben, eine Kammer und eine Küche. Vorne in der Stube hatten wir Holzdielenfußboden, in den anderen Zimmern waren es rote Mauersteine. Hier in Daarz fühlten wir uns wohl. Wir konnten uns Schweine, Hühner und eine Milchziege halten. Vater, mein Bruder August und meine Schwester Erna gingen jeden Tag zur Arbeit. Sie bekamen dafür ihr Deputat: Kartoffeln, Korn, Holz und jeden Tag vier Liter Milch, dazu freies Wohnen. Geld war allerdings rar. Vater verdiente die Stunde 7 Pfennig! Aber trotzdem ging es uns dementsprechend gut. Wir hatten unser Essen, d. h. die Grundnahrungsmittel. Mutter hatte im Garten Gemüse eingesät, somit konnten wir im Sommer viel Salat essen. Mutter ließ auch Milch dick werden, schöpfte den Rahm ab und tat ihn über den Salat, der häufig noch mit Schnittlauch schmackhafter gemacht wurde.. Oder sie briet Speck aus, den sie mit etwas Wasser, Essig und Zucker aufkochte und über den Salat goß. Das gab es zu den Kartoffeln. Auch fehlte selten ein Setzei dabei. Ich muß sagen, das schmeckte uns prima….

Im Herbst konnten wir unser Schwein schlachten. Auch machten Vater und Mutter in großen Tonnen Gurken und Sauerkraut ein. Gelegentlich kauftemein Vater auch so kleinere Fässer mit Salzheringen. Da wir viele Sauerkirschen hatten, wurde auch Saft und Wein gemacht. Obst trockneten wir im Backofen.

Im Sommer arbeiteten wir von morgens 6 Uhr bis abends 18 Uhr, im Hochsommer auch schon bis 19 oder 20 Uhr. Auch sonnabends wurde gearbeitet.

Im Herbst wurden Kartoffeln im Akkord ausgekriegt. Wir hatten einen Krätzer, saßen auf den Knien und krochen somit immer weiter. Im allgemeinen hatte jeder zwei oder drei Reihen auszumachen. Wir Kinder mußten eine Reihe schaffen. Alle halfen mit. Es war eine harte Arbeit. Im Herbst bekamen wir sechs Wochen Ferien, damit wir tüchtig helfen konnten. Wir taten das gern, denn bei dieser Arbeit verdiente man etwas mehr Geld als sonst. Bei allen Familien war das so: das Geld wurde für Winterkleidung dringend gebraucht.

Am 5. März 1932 wurde mein Bruder Helmut geboren. Jetzt waren wir neun Kinder! Mutter kochte das Essen immer in einem großen Topf. Es blieb selten etwas übrig. Ja, unsere Mutter hatte es sehr schwer. Denn für elf Personen waschen – und das alles mit der Hand. Im Sommer mußte sie nachmittags noch mit zur Arbeit. Wenn ich heute noch daran denke, welch schwere Arbeit allein das Wasserholen war: Der Weg zur Pumpe betrug ungefähr 150 Meter. Wir hatten ein Tragholz (Joch), an dem auf jeder Seite ein Eimer hing. Oft mußte ich gehen und Wasser holen. Das war wirklich schwere Arbeit. Aber sie mußte getan werden und konnte nicht allein Mutter überlassen werden.

Im Frühjahr 1932 konnten wir ein zweites Schwein schlachten und zwei weitere verkaufen. Vater kaufte einen Küchenschrank und einen Kleiderschrank. Mutters Stillgeld wurde auch dazu verwandt. Im Herbst konnten die Eltern sogar eine Kuh kaufen, auch eine Zentrifuge wurde angeschafft, mit der man die Milch entrahmen und buttern konnte. Nun hatte alle Not ein Ende. Auch wir Kinderwaren glücklich.

Im Sommer 1932 arbeitete ich auf dem Gut als Gänseliesel. Ich bekam etwas zu essen und zu Weihnachten eine große Tüte mit Süßigkeiten und Keksen.

***1933**: Am 2. Mai legte sich Vater mit einer Grippe ins Bett*. (Nach 14 Tagen ging ihr Vater wieder zur Arbeit, obwohl er noch Schmerzen in der Brust hatte.) *Kurz vor Mittag brachten ihn einige Männer auf einer Trage nach Hause. Der Arzt kam und wies Vater sofort in ein Krankenhaus ein: er hatte eine Lungenentzündung, der später eine Rippenfellentzündung folgte. Am 24. Mai 1933, drei Uhr nachts, ist mein Vater dann gestorben.*

Nun brach alles zusammen. Vater wurde am 28. Mai beerdigt. Der Sarg wurde auf dem Bauernhof hinter unserem Haus abgestellt.

Um zwei Uhr nachmittags war die Beerdigung. Viele Leute gaben meinem Vater die letzte Ehre. Der Sarg wurde von sechs Männern auf den Schultern getragen. Die Musikkapelle spielte das Lied vom guten Kameraden. Mein Vater war im Kriegerverein. Am Grab sollte geschossen werden. Meine Mutter wollte das nicht.

Mutter war hochschwanger. Sogar am Grab brachte man einen Stuhl für sie. Sie stand nun mit neun Kindern da, das zehnte trug sie unter dem Herzen.

Drei Tage nach Vaters Beerdigung wurde meine Schwester Lina geboren, nachmittags gegen fünf Uhr.

Trotz dieser schwerwiegenden Ereignisse ging das Alltagsleben weiter: Auch an diesem Tag wurde Brot gebacken. Mutter hatte den Teig am Tag zuvor eingesäuert und ausgemacht. Alfred fuhr den Teig zum Backofen. Die Frauen, die dort waren, machten die Brote fertig.

Schon am nächsten Tag mußte ich Mutter die Waschwanne auf einen Stuhl ans Bett stellen, damit sie die Sachen, die bei der Geburt gebraucht wurden und die Kinderkleidung waschen konnte.

Ich ging meiner Mutter viel zur Hand. Erna und August gingen weiter auf Arbeit. Aber das Geld von Vater und das Deputat fehlten. Noch bevor Lena sechs Wochen alt war, ging Mutter wieder von morgens bis abends zur Arbeit.

Von nun an mußte ich meine jüngeren Geschwister fast ganz allein versorgen, es waren jetzt immerhin vier unter sechs Jahren. In der Pause sagte mein Lehrer Affeld: „Frieda, lauf schnell nach Hause und schau, was deine Geschwister machen.!“

Für Mutter war es eine sehr schwere Zeit… - Mutter beantragte Rente für uns.

Im Herbst war es dann soweit: Mutter bekam für acht Kinder 64 Reichsmark im Monat, d. h. für jedes Kind acht Mark.

Unser Schlachtschwein mußten wir verkaufen, um Vaters Sarg zu bezahlen. 60 Mark Schulden hatten wir beim Schuster. Ja, bei uns war wieder einmal Schmalhans Küchenmeister! Nur gut, daß wir unsere Kuh hatten. So konnte Mutter uns jeden Tag eine Suppe kochen.

Im Frühjahr 1934 wurde mein Bruder Alfred konfirmiert; meine Schwester Erna konnte zu einem Bauern in Stellung gehen.

***1934:** Am 2. Ostertag dieses Jahres kam meine Mutter wegen einer Gallen-Kolik ins Krankenhaus. Einen Tag später folgte ihr Lina; sie hatte eine Lungenentzündung und kam zu Mutter ins Zimmer. Eine Woche vor Pfingsten kamen beide wieder nach Hause. In der Zwischenzeit hatte ich es sehr schwer. Die Wäsche machte ich, so gut es ging. Auch den Brotteig bereiten und zum Backofen zu bringen, war sehr schwere Arbeit. Meine Brüder August und Alfred halfen fleißig mit. In den Schulpausen lief ich nach Hause, um zu sehen, was meine kleineren Geschwister machten. Unser Mittagessen bekamen wir vom Gut. Nur am Sonntag mußte ich kochen.*

Wir Geschwister verstanden uns alle gut. Einer paßte auf den anderen auf.

Mutter war wieder im Haus. Sie brauchte nicht mehr regelmäßig zur Arbeit; nur gelegentlich im Sommer, wenn es notwendig war. Ich war im Sommer wieder Gänseliesel. Meine Geschwister nahm ich des öfteren mit auf die Wiese. Auch andere Kinder, und wir konnten schön dabei spielen.

Vom Frühjahr 1934 – 1936 mußte ich zwei Jahre lang einmal die Woche zum Konfirmandenunterricht nach Rosenow. Das waren vier Kilometer, für die ich zu Fuß jeweils eine halbe Stunde brauchte, denn ein Fahrrad hatte ich nicht.

Inzwischen wurde es Winter. Mutter kaufte Wolle, ich strickte daraus Pullover, Jacken, Strümpfe, Schals sowie Handschuhe und Mützchen. Später häkelte ich Kissenplatten. Wir saßen die langen Abende; Mutter nähte, stopfte, flickte. So konnten wir unsere Stube wohnlich machen .Mutter kaufte das Mehl zum Kuchenbacken immer in 5-Pfund-Beuteln, die als kleine Deckchen verwandt werden konnten. Denn sie waren mit einem Muster bedruckt. Mutter achtete darauf, daß sie stets solche mit dem gleichen Muster kaufte. Ich stickte dann diese Deckchen aus. Mutter kaufte Einsatz zum Zwischensetzen und Spitze, die sie rundum nähte. So hatten wir schönen Tischschmuck. Aus alten Mantelstoffen machten wir uns schöne Läufer für den Fußboden. Die Dielen wurden jeden Samstag geschrubbt. Wenn sie dann schneeweiß leuchteten, waren wir stolz und glücklich und fühlten uns wohl. Dank unserer lieben Mutter.

Im Herbst erkrankte und verstarb bei uns in Massow der Apotheker. Einiges Inventar wurde verkauft. Mutter erstand für mich eine Nähmaschine und für die Familie ein Vertiko. Da ich in der Handarbeitsschule nähen gelernt hatte, konnte ich Mutter manche Näharbeit abnehmen.

Im Sommer mußten wir Kinder Ähren sammeln. Die ganze Klasse. Diese Ähren wurden verkauft und von dem Erlös wurden von der Schule schöne Fahrten gemacht. Das Geld wurde den ärmeren Kindern zur Verfügung gestellt, die sonst an den Fahrten nicht hätten teilnehmen können. Somit hatte ich Glück. Wir fuhren an den Madüsee, auch war ich in Misdroy.
Auch an andere schöne Fahrten erinnere ich mich gern.

Alle meine Schulkameraden waren sehr nett zu mir, besonders Gisela K. und Ilse Z.. Oft bekam ich Obst, auch mal ein Stück belegtes Brot. Nachdem mein Vater verstorben war, gab mir mein Lehrer auch öfter eine Semmel.

Im Frühjahr 1936 wurde ich konfirmiert. Am Palmsonntag war Prüfung der Konfirmanden. Meine Schwester Erna kaufte mir das Prüfungskleid. Es war ein hübsches braunes Kleid mit einem Glockenrock und einer Schleife auf dem Rücken. Ich war sehr stolz auf meine schöne Garderobe.

Da meine Mutter nicht genug Geld hatte, um mir das Prüfungskleid und das Konfirmationskleid zu kaufen, schrieb ich ans Wohlfahrtsamt und bekam drei Tage vor meinem großen Tag 20 Reichsmark. Mutter ging mit mir sofort nach Massow, kaufte schwarzen Stoff, aus dem die Schneidermeisterin Hedwig Freitag das Konfirmationkleid anfertigte. Dann ging alles sehr schnell: am nächsten Tag mußte ich zur Anprobe kommen, am übernächsten konnte mein Bruder Siegfried per Fahrrad das Kleid in Massow abholen.

Es war üblich, daß die Konfirmanden mit der Kutsche zur Kirche fuhren. Meine Brüder Alfred und August standen schon mit der Kutsche vor unserem Haus. Endlich kam mein Bruder Siegfried mit dem Kleid.

Nun konnte Bruder August in Stellung gehen. Er zog zu einem Bauern nach Dammerfitz. Ich konnte zu Hause seinen Platz einnehmen. In der Familie waren wir jetzt oft fröhlich beisammen. August konnte Schifferklavier, Mundharmonika, Trompete und Posaune spielen. Auch Alfred konnte Schifferklavier und Mundharmonika spielen, Siegfried nur Mundharmonika. An jungen Leuten fehlte es nicht bei uns. Es war eine schöne Zeit und in den nächsten Jahren ging es uns gut.

Nun hatte ich zwei Jahre Landarbeit vor mir. (Frieda lernte Landarbeit auf dem Rittergut Gustav Schumann in Daarz, Kreis Naugard in Pommern.)

In den Jahren 1934 bis 1936 hatten wir Glück. In diesen Jahren hatte unsere Kuh je ein Kalb bekommen. Zwei wurden gleich nach vier Wochen verkauft, aber eins wurde groß gezogen., es war ein weibliches Tier, das wir gut gebrauchen konnten. Von dem Verkaufserlös kaufte Mutter eine Chaiselongue und je ein Fahrrad für meinen Bruder und mich.

Jetzt hatten wir schöne Möbel. Wir brauchten uns von niemandem mehr sagen zu lassen: „Mensch, seid ihr arm!“ Aber das hat bei uns nie gezählt. Wir waren zufrieden, bescheiden und glücklich. Was will man mehr? Das sehe ich heute noch so. Denn wenn man zufrieden ist, gesellt sich das Glück dazu.

Im Winter 1937 und 1938 nähte ich viel auf der Maschine. Auch meine Schwester Erna dachte an ihre Aussteuer und hatte sich einiges gekauft, was genäht werden mußte.

Mit dem Frühjahr rückte Siegfrieds Konfirmation in greifbare Nähe. Ich selbst mache mich mit dem Gedanken vertraut, in Stellung zu gehen. Ich schreibe an Förster Lichtenstein. Nach geraumer Zeit bekomme ich Antwort. Er hätte eine schöne Arbeitsstelle für mich, im Hotel Lübke in Jakobshagen. Ich sage zu. Denn in die Landwirtschaft zum Bauern wollte ich nicht. Zwei Jahre Landarbeit hatten mir gereicht! Nach der Konfirmation übernimmt mein Bruder Siegfried meine Arbeitsstelle: er wird Landarbeit lernen.

Nach zwei Jahren Landarbeit war Frieda ein halbes Jahr als „Mädchen für alles“ in einem Hotel tätig. Im September 1938 wird sie zweites Stubenmädchen auf dem Gut Frank in Parlin, Kreis Naugard. Im Mai 1941 heiratet sie Siegmund Stochay. Sie lebten in Tolz, Kreis Saatzig in Pommern. Ihr Mann war dort in der Landwirtschaft auf dem Gut von Herrn Schöningh tätig, bis er im Dezember 1944 eingezogen wurde. Im März 1945 mussten sie flüchten. Die Familie landete in Schleswig- Holstein. Viele schwere und arbeitsreiche Jahre folgten, aber es gelang ihnen, ihren Kindern eine Ausbildung zu geben und für sich ein eigenes Heim zu bauen.

Frieda Stochay schrieb diese Ereignisse aus ihrem Leben für ihre Kinder und Enkelkinder im Jahre 1995 auf.

Wie die „Kleinen Leute“ leb(t)en…

Gudrun Schmidt

…erzählt(e) die Schweizer Schriftstellerin *Johanna Spyri* (1827-1901) häufig in ihren Kinderbüchern.

Ihre kleinen Heldinnen und Helden leben oft in recht ärmlichen Verhältnissen. Allerdings ist diese Armut (nach ihrer Darstellung) nicht selbstverschuldet, sondern gottgewollt, als Mahnung oder Prüfung gedacht. Wenn man nur recht brav und tugendhaft lebt, sich bescheidet, fest auf Gott vertraut - dann kommt ganz gewiss Hilfe, meist in der Person eines Menschen aus wohlhabenden Schichten.

Trotz dieser idealisierten Sichtweise finden sich in den Büchern der *Spyri* viele konkrete Beispiele, wie Menschen der weniger begüterten Schichten damals lebten.

Einblicke dazu erhielt sie wohl, wenn sie als Kind oder Jugendliche ihren Vater, einen Landarzt, auf Besuchen bei seinen Patienten begleitete.

Vor allem das Schicksal von Waisen und Halbwaisen - damals starben Mütter noch oft bei der Geburt eines Kindes - beschäftigte sie.

So wächst „*Trineli*“ im gleichnamigen Buch bei ihrer Großmutter auf, einer „*redlichen, unermüdlich arbeitenden Waschfrau*“. *Trineli* trägt durch Hilfe im Haushalt, vor allem aber auch im Sommer durch Sammeln und Verkaufen von Erd-, Him- und Heidelbeeren zum Lebensunterhalt bei.

Die Sorgen werden größer, als *Trineli* mit 12 Jahren die Schule „abgeschlossen“ hat und damit im „*rechten Alter*“ ist, eine Stellung anzunehmen.

Ein Verwandter will sie mit „ins Tal“ nehmen, damit sie dort seiner kranken Frau im Haushalt helfen und darüber hinaus in der Fabrik arbeiten und Geld verdienen könnte.

Wie aber soll die inzwischen recht gebrechliche Großmutter allein zurechtkommen? Zum Glück bietet eine Großbäuerin im Ort dem „*braven und fleißigen Trineli*“ eine Stellung an - Trineli kann weiter für die Großmutter sorgen und braucht sich nicht von ihr zu trennen.

Einblicke in die Grundschulsituation der Spyri-Lebensphase im 19. Jahrhundert erhalten wir in dem Buch

„*Lichte Höhen - dunkles Tal*“ - *Das Leben der Johanna Spyri*, von Marianne von Wartburg; Fouqué Literaturverlag:

Die kleine Johanna, Kind eines Landarztes in *Hirzel*, deutschsprachige Schweiz, besucht während ihrer ersten Schuljahre gemeinsam mit ihren Brüdern - und allen Kindern ihres Wohnortes - die Schule dort. Die älteren Brüder bereiten sie auf ihren ersten Schultag vor, indem sie ihr erzählen:

„… Der Herr Lehrer hat ein langes Meerrohr (Rohrstock!), das er neben dir auf den Tisch sausen lässt, wenn Du nicht aufpaßt oder wenn er dich beim Schwatzen erwischt. Schläge bekommst Du nicht, nur die Armen, die, deren Vater nichts zu sagen hat, oder die *Verdingkinder* von den Bauernhöfen. Bei denen klatscht das Meerrohr auch etwa auf den Rücken.

Auch nicht bei Pfarrers *Regula* und *Martin* oder beim *Dominik*, selbst wenn er die Aufgaben nicht gelernt hat oder die Kleineren plagt. Sein Vater ist halt der Fabrikherr.

Wir bekommen höchstens Strafaufgaben oder müssen nachsitzen“.

Dann kommt der erste Schultag:

„Hanni (Johanna) betritt die Schulstube neugierig und gleichzeitig beklommen. Der erste Eindruck lässt den Raum als einen Ort der Kargheit und Strenge erscheinen. Kahle, weißgetünchte Wände, neben dem Pult ein Zählrahmen mit roten und gelben Kugeln, die große Wandtafel, davor das Bänklein mit dem blechernen Becken, in dem sich die Kinder vor dem Unterricht die Hände waschen müssen. Neben der Türe die *Schandbank*, die Hanni aus den Erzählungen der Geschwister kennt und fürchtet. Einzig der dunkelgrüne Kachelofen in der Ecke verspricht für den Winter Wärme und Behaglichkeit.

Hanni richtet den Blick in die Tiefe des Raumes, wo sich Bank an Bank reiht, dicht besetzt von Schülerinnen und Schülern aller Altersstufen. Die Luft ist schwül und stickig…

Das gefürchtete Meerrohr geschultert, geht der Schulmeister gemächlich auf die Schulanfänger zu, die sich dicht neben dem Eingang zusammendrängen. Fünf Neue sind es. Das macht die achtzig wieder voll, sagt der Lehrer….“.

Bald erfährt die kleine Hanni, dass nach einem Beschluß der „*Schulpflege*“ von *Hirzel* (dem Wohn- und Schulort von Johanna Spyri) den Unterricht in Zeichnen, in der Naturlehre, zum Teil auch in Geschichte und Geographie „*die Töchter füglich entbehren könnten*“. Diese Fächer werden für die Mädchen durch Handarbeitsstunden ersetzt, die sie zweimal in der Woche nachmittags unter der Aufsicht der Lehrersfrau absitzen müssen.

Hanni kann zwar schon stricken, das hat sie zu Hause bereits gelernt. Die anderen vier Schulanfängerinnen aber sind Arbeiter- oder Häuslerkinder, deren Mütter neben dem Haushalt einem Verdienst nachgehen müssen und deshalb keine Zeit finden, ihren Töchtern das Stricken beizubringen. Dafür haben die Kameradinnen die Arbeit am Webrahmen und am Spinnrad schon früh gelernt. Auf diese Weise helfen sie mit, das tägliche Brot zu verdienen. Bald sind sie im Stricken und Nähen geschickter als Hanni, die diesen Unterricht verabscheut und der im Gegensatz zum Handarbeitsunterricht die Kunst des Lesens und Schreibens leicht fällt.

Umso langweiliger empfindet sie die endlosen Wiederholungen des immer Gleichen, denn das Auswendiglernen, geübt hauptsächlich an den Fragen und Antworten des Katechismus, bietet keinerlei Herausforderung an ihre rasche Auffassungsgabe. Der leiernde Schulton lässt ihre Gedanken abschweifen…

Auch das Schreiben lernen ist ziemlich reizlos. Sie sitzt über die Schiefertafel gebeugt, auf der mit spitzem, kratzendem Griffel die Schönschrift geübt werden soll. Einförmig reiht sich ein Buchstabe an den anderen, ohne dass dabei ein sinnvolles Ganzes, eine Geschichte etwa oder ein Gedicht entstehen würden. Die immer gleichen Buchstaben dienen lediglich dem Zweck, die Schriftzeichen zu immer vollkommeneren Gebilden zu formen. Neben dieser öden Beschäftigung leiern die Drittklässler die Reihen des Einmaleins herunter.

…Hannis Aufmerksamkeit beginnt sich in der gleichförmigen Abfolge der Schriftzeichen zu verheddern, das memorierende Leiern der Kameraden aus den hinteren Bankreihen senkt sich wie ein zähes Klanggespinst über ihre Gedanken. Der Kopf wird ihr schwer, sinkt vornüber auf die Tischplatte, der Griffel fällt scheppernd auf die Schiefertafel, rollt über den Pultdeckel auf den Boden.

Hannis Schlummer nimmt ein jähes Ende. Neben ihrem Kopf saust das Meerrohr des Lehrers nieder.

Die Langmut des Lehrers gegen seine Schüler hat seine Grenzen. Hanni verbringt den Rest der Stunde auf der „Schandbank“, gequält von der bangen Frage, ob der Bruder dem Vater Bericht erstatten wird.

Obwohl anerkannte Schriftstellerin, hat Johanna Spyri doch das Recht der Frauen auf Bildung abgelehnt, auch die gesellschaftlich „Ordnung“ von „Herren und Dienern“ für gottgewollt und gottgegeben gesehen. Sie ist überrascht, als sie diese „Ordnung“ von jungen Frauen in ihrer Umgebung eines Tages in Frage gestellt sieht. Das verdeutlicht folgende Episode im o.a. Buch:

Eines Tages erhält ihre Magd Freni Besuch von ihrem Patenkind. Johanna blickt erstaunt auf das junge Mädchen mit dem hellen, offenen Blick, das ihr ohne Scheu vor der berühmten Dichterin die Hand reicht. Vreni und die Mutter des Mädchens stehen bescheiden, aber voller verhaltenem Stolz daneben:

„Vreni hat mir gesagt, du habest eben die Schule abgeschlossen. Da wirst Du ja bald eine Dienststelle antreten können. Ich bin sicher, dass aus dir eine ebenso tüchtige Magd wird wie aus Deiner Patentante“.

Johanna wendet sich an die Mutter des Mädchens:

„Wenn ich meinen Einfluss für eine Stelle in einem guten Haus geltend machen kann, will ich es gerne tun“.

„Ich will in Küsnacht das Seminar besuchen“, sagt das Mädchen „ich will Lehrerin werden“.

Johanna ist erstaunt. Der Vater des Mädchens ist ein einfacher Bauer. So viel sie weiß, ist die Familie nicht sehr wohlhabend, obwohl es am Nötigsten sicher nie gefehlt hat. Aber solche Pläne kommen ihr doch in Anbetracht der bescheidenen Verhältnisse nicht ganz angemessen vor.

„Können Sie es sich denn leisten, das Kind noch so lange zur Schule gehen zu lassen?“, wendet sie sich an die Mutter.

„Erna ist die Jüngste. Zudem hat meine Schwester Vreni sich angeboten, für die Kosten, die aus dem Studium erwachsen, aufzukommen“.

Johanna wirft ihrer Magd einen erstaunten Blick zu. In Vrenis Augen leuchtet etwas auf wie Widerstand, ein Gefühl des eigenen Wertes, den sie der Herrin gegenüber verteidigt.

„Ich hatte immer einen rechten Lohn, sagt sie, und ich habe bescheiden gelebt. Es hat mir ja auch in ihrem Hause an nichts gefehlt. Da habe ich einiges auf die Seite legen können. Erna war immer eine gute Schülerin. Sie soll es einmal weiter bringen als unsereins“.

„Es ist ja doch wohl die Hauptsache, dass jeder seine Pflicht tut, wo Gott ihn hingestellt hat“, erwidert Johanna. „Es soll mich freuen, wenn Erna eine tüchtige Lehrerin wird, die ihre Aufgaben treu erfüll wie die Patin die ihre“.

Das Leben der "*Kleinen Leute*"…

Gudrun Schmidt

…wird sehr anschaulich beschrieben in *Hans Falladas* Roman "Kleiner Mann – was nun?", in welchem er eine junge Ehe in den Nachkriegs- und Notjahren, die dem 1. Weltkrieg folgten, schildert (*Hermann Hesse* nannte es "Das Buch vom armen, geduldigen kleinen Mann"):

Als ein Kind unterwegs ist, beschließen der junge Kaufhaus-Angestellte *Pinneberg* und sein "Lämmchen" *Emma Mörschel* zu heiraten, obwohl diese dann ihre Arbeitsstelle aufgeben, mit in *Pinnebergs* Wohnort ziehen und dort in einer möblierten Wohnung mit von seinem kleinen Gehalt leben muss, denn eine neue Arbeitsstelle zu finden ist für eine schwangere Frau in dieser Zeit der Massenarbeitslosigkeit unwahrscheinlich.

Schon der erste Besuch *Pinnebergs* bei seinen zukünftigen Schwiegereltern - einer Arbeiterfamilie - gibt einen guten Einblick in das Leben der Angehörigen dieser sozialen Schicht, die trotz ihrer Armut ihren "Stolz" haben: "Arbeiter wäre mir lieber", bemerkt Vater *Mörschel*, nachdem sich sein Schwiegersohn in spé als Buchhalter (eine Stellung in seinem gelernten Beruf als Textilverkäufer hat er augenblicklich nicht) "geoutet" hat. "Angestellter, wenn ich sowas höre", sagt *Mörschel*. "Ihr denkt, ihr seid was Besseres als wir Arbeiter." "*Denk ich nicht.*" "Denken Sie *doch*…".

Mutter *Mörschel* findet es gut, dass er nicht so viel verdient. "Mein Mädchen soll einfach bleiben", erklärt sie ihm. Und fügt hinzu: "Denken Sie bloß nicht, dass sie was mitbekommt. Wir sind Proletarier. Bei uns gibt es das nicht. Nur das bisschen Wäsche, das sie sich selbst gekauft hat."

Später, als sie allein sind, sagt *Pinneberg* dann zu seinem "Lämmchen": "Ich möchte, dass wir es ein wenig hübsch hätten."

Die hässliche Wohnküche, in der sich *Bruder Karl* nach der Arbeit am Ausguss wäscht, während die anderen am Küchentisch von angestoßenen hässlichen Steinguttellern schon die Kartoffelpuffer essen, die Mutter *Mörschel* auf dem Kohleherd in der Ecke brät – so stellt er sich sein Leben nicht vor.

Aber wie wollen sie ihre – recht bescheidenen – Ansprüche verwirklichen? Sie überschlagen gemeinsam ihre Perspektiven in der "Verlobungs-Nacht": 180 Mark Gehalt bekommt der junge Mann. Davon gehen erst einmal 6 Mark für Steuern und 2,70 Mark für Arbeitslosenversicherung ab, dann 4 Mark Angestelltenversicherung, 5,40 Krankenkasse. Gewerkschaftsbeitrag 4,50 – das sind 22,60 Mark Abzüge.

Für Miete eines möblierten Zimmers mit Küche rechnen sie 45 Mark. Essen 1,50 für jeden am Tag – das sind 90 Mark im Monat. Dann bleiben monatlich 22,40 Mark übrig – Feuerung, Gas, Licht, Porto, Kleidung, Wäsche noch nicht eingerechnet.

"Und Geschirr muss man sich auch manchmal kaufen", sagt "Lämmchen". "Und man möchte doch auch mal ins Kino. Und am Sonntag 'nen Ausflug machen." "Und 'ne Zigarette rauch' ich auch ganz gern" meldet sich *Pinneberg*. "Und sparen wollen wir doch auch was."

"Du", sagt *Lämmchen* sorgenvoll. "Musst Du eigentlich immer Plättwäsche tragen? Die kann ich doch selber plätten." "Doch, das verlangt der Chef. Ein Oberhemd kostet sechzig Pfennig, plätten und ein Kragen zehn Pfennig."

"Macht auch wieder fünf Mark im Monat", rechnet sie. "Und Schuhe besohlen."

"Auch das, ja. Das ist auch gemein teuer."

"Also streichen wir vom Essen noch mal etwas ab. Aber billiger als für siebzig kann ich es nicht."

"Wie machen es denn die anderen?"

"Ja, weiß ich auch nicht. Furchtbar viele haben doch noch 'ne ganze Ecke weniger."

Eines Tages verliert *Pinneberg* seine Arbeit in der Kleinstadt, und er zieht mit seinem "Lämmchen" nach Berlin, da ihm seine Mutter, zu der er eigentlich kein gutes Verhältnis hat, eine Stellung als Verkäufer in einem Warenhaus versprochen hat.

Die Situation entwickelt sich jedoch sehr unerfreulich, und die wirtschaftliche Lage wird noch schwieriger. "Lämmchen" glaubt, mit Hilfe folgenden "Etats" noch besser wirtschaften zu können:

Normal-Etat von Johannes und Lämmchen Pinneberg

pro Monat

Anmerkung: Darf unter k e i n e n Umständen überschritten werden!!!!

A. Einnahmen (RM)

Gehalt pro Monat **brutto** **200,--**

B. Ausgaben (RM)

a. *Lebensmittel*

Butter und Margarine	10,--	Versicherungen und Steuern	31,75
Brot	10,--	DAG-Beitrag	5,10
Eier	4,--	Miete	40,--
Kolonialwaren	5,--	Fahrgeld	9,--
Gemüse	8,--	Elektrisches Licht	3,--
Fische	3,--	Feuerung	5,--
Fleisch	12,--	Kleidung und Wäsche	10,--
Obst	5,--	Schuhwerk	4,--
Wurst und Käse	5**,--**	Waschen, Rollen und Plätten	3,--
b. *Sonstiges*	----------	Reinigungsmittel	5,--
	62,--	Zigaretten	3,--
		Ausgänge	3,--
		Blumen	1,15
		Neuanschaffungen	8,--
		Unvorhergesehenes	3,--
			134,--

(**62,--** von oben übertragen) ergibt: *Gesamtausgaben* **196,-- RM**, bleibt *Bestand* **4,--**

Zu den finanziellen Schwierigkeiten kommen erschwerte Arbeitsbedingungen, die *Pinneberg* psychisch sehr belasten. Seine Angst, den Job zu verlieren, lähmt ihn zunehmend.

Lämmchen erweist sich als die Stärkere, und irgendwie gelingt es ihnen, trotz der großen Schwierigkeiten – die durch das Kind nicht einfacher werden – ihre Ehe zu retten und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht zu verlieren.

(*Literatur*: Hans Fallada, “Kleiner Mann - was nun?”, rororo – Rowohlt, Reinbek)

Zwei Lebensläufe

zusammengetragen von Regina Litzba

Luise Zietz, 1865 geboren, berichtet, wie sie schon früh beim Brotverdienen mithelfen musste.

„Sechs hungrige Mäuler satt zu machen, ist wohl alle Zeit armen Leuten schwer gefallen. Der Hunger ist in solchen Familien meist ständiger Gast. So war es auch in meinem Elternhause, in dem durch Weben und Wollspinnen soviel verdient werden musste, um die Eltern und vier Kinder durchzubringen.

Der Vater, arg stolz auf sein Zunftmeistertum, führte einen hoffnungslosen und deshalb schmerzlichen Kampf gegen die moderne Textilindustrie. In nächster Nähe meines Heimatortes waren große mechanische Spinner- und Webereien entstanden. Die modernen Maschinen, durch Dampf getrieben, schufen eine Fülle von Garn und Stoffen, die sich weit billiger stellten, als der Vater sie durch seinen Handbetrieb liefern konnte. Um nur das Nötigste zu verdienen, mussten deshalb die Mutter und wir Kinder mitschaffen.

Das Spulen war für uns Kinder eine schreckliche Marter. Da hockten wir Stunde um Stunde auf dem niedrigen Stühlchen hinter dem Spulrad bei der entsetzlich eintönigen und ermüdenden Arbeit, immer nur spulen, spulen, spulen. Der Rücken schmerzte, der rechte Arm, der das Rad drehen musste, drohte zu erlahmen, die Finger der linken Hand wurden von den scharf gesponnenen Fäden, die zur gleichmäßigen Verteilung auf die Spule geleitet werden mussten, blutig gerissen.

Und bei der Kälte in den schrecklich harten Wintertagen verklammten Hände und Füße, denn die Werkstatt sollte von einem kleinen Kanonenofen erwärmt werden, für den es oft an Holz und Kohlen mangelte.

Lachte dagegen an den warmen Sommertagen die Sonne und drang der Lärm und das Jauchzen der singenden Nachbarkinder in die Werkstatt, dann wurde die nie endende Arbeit für uns vollends zur Qual.

Wie gern hätten auch wir uns an dem fröhlichen Treiben da draußen beteiligt! Aber im Schrank war kein Brot, und der Hunger tat so weh. Kinder, sputet euch! Das war der mahnende Ruf des Vaters, der immer aufs neue zur Arbeit antrieb.“

Der *Tischler Carl Neumann* ist einer der ersten Fabrikarbeiter, die ihre Lebensgeschichte selbst aufgeschrieben haben. Seine Tischlerei, die er durch Heirat erworben hatte, musste er wegen zu hoher Schulden aufgeben. Um das Jahr 1840 suchte er Wohnung und Arbeit in einer Fabrikstadt in Sachsen. Er berichtet:

„So ging ich denn am andern Tage aus, eine Wohnung zu suchen. Aber wie wurde mir dabei zumute! Es waren schauderhafte Löcher, die den Namen Stuben führten. Auf dem Hofe in dem Hintergebäude eines Hauses war eine Stube zu vermieten; wir waren mitten im Sommer, aber die Wände trieften von Feuchtigkeit; zwei kleine Fenster führten in einen schmalen Gang, kein Sonnenstrahl drang in die Stube, und die Kammer hatte gar kein Fenster, sondern war stockdunkel. Eine Art Kamin im Hause, in den man halb hineinkriechen musste, vertrat die Stelle der Küche. Außerdem war dicht neben der Stube ein Schweinestall, und ein fürchterlicher Gestank verpestete die ganze Wohnung. Sie sollte 24 Thaler jährlich kosten. Ich ging weiter.

Nicht weit davon war wieder eine Wohnung zu vermieten. Hier ging es in die Höhe; eine steile gebrechliche Treppe ohne Geländer führte unter das Dach. Hier war eine Art Stube abgeschlagen; die Seitenwände so dünn, so dünn, das Dach mit den dünnsten Brettern verschalt, eine große Dachluke als Fenster benutzt und nur ein Blechofen in der Stube. Die Gefahr, im Winter zu erfrieren, war hier sehr groß. Eine Küche war nicht da; der Mieter musste mit in der Wirtsküche kochen. Ich gab mein Befremden über diese sehr luftige Wohnung zu erkennen, aber da kam ich schön an.

‚Wenn Ihnen die Wohnung nicht gefällt’, rief die Wirtin, ‚dann brauchen Sie gar nicht viel Redensarten zu machen. Wissen Sie das! Gehen Sie ein Haus weite; da ist eine in einem Stalle, die ist nicht einmal gedielt; da haben Sie Gesellschaft, da gibt es Ratten die schwere Menge ... Da mieten Sie nur! Für Präsidenten haben wir keine Wohnung. Wissen Sie das! Wer sind Sie denn eigentlich, dass Sie Ihre Nase so hoch tragen?’

(W. Emmerich, Proletarische Lebensläufe, Bd. 1, Reinbek bei Hamburg 1974, S. 75, 180)

Beim Betrachten alter Fotografien

von Aleus van Irsen

Seien Sie mal ehrlich! Kommen Sie nicht auch beim Betrachten alter, vergilbter Fotos ans Schwärmen? Ans melancholische Träumen über eine leider längst vergangene Zeit? Nostalgisch muten sie uns an und Wünsche werden laut: „Warum nicht heute so...?

Also mir ging es lange Zeit so, bis eines Tages ich weiß nicht mehr wann es war - mich die stummen vergilbten Bilder anschrien: „Du hast Augen zum Sehen und siehst nichts, du hast Ohren zum Hören und hörst nichts!“ Seit dieser Zeit schäme ich mich und bemühe mich ständig, anders zu sehen.

Da sehe ich die Frau im Kreise ihrer Familie. Schwarz gekleidet, schick herausgeputzt, das beste sonntägliche, spitzenumsäumte Gewand an. Starr sitzt sie auf dem Stuhl, um nur ja nicht die Aufnahme des Fotografen zu verwackeln. Bildermachen war ja so teuer, dafür hätte man sicherlich einige Pfund Wolle kaufen können für den Pullover für das älteste Mädchen oder einige Hinkelchen für den Hühnerstall. Aber ein Foto für die bleibende Erinnerung, wer wollte es nicht?

Ein idyllisches Bild, ach, wie nostalgisch schön! Eine Momentaufnahme aus dem Leben unserer Vorfahren. Doch ich schaue mir das Bild genauer an. Ich sehe die Hände dieser Frau. Sie sind voller Schwielen und hornrissig. Es ist genau zu erkennen, auch wenn sie gefaltet in ihrem Schoß liegen. Gefaltet, weil sie vielleicht nicht wusste, wie und wo sie ihre stets rührigen Hände hinlegen und wie sie sie halten sollte. Vielleicht faltet sie sie auch unbewusst, weil das Falten ihrer Hände ihr jene aus dem Glauben und Gebet, aus Hoffnung und göttlichem Vertrauen entspringende Kraft gab, eine Kraftquelle, die viele Heutige vielleicht nicht mehr kennen oder ihr nicht mehr den zustehenden Stellenwert beimessen. Die pinnenbeschlagenen Schuhe hat sie unter ihrem langen schwarzen Rock verborgen, wissend, dass sie sie sofort nach der Aufnahme wieder ausziehen und gegen die alten, ausgetretenen Stallschuhe wird tauschen müssen. Und dann ihr Gesicht, alt und runzlig, weiße Haare quellen unter ihrer schlichten Spitzenhaube hervor, Augen, die dunkel und ohne Glanz in die Linse des Fotografen, ins Leben schauen. Augen, die alles gesehen haben, was menschliche Erlebenspalette bieten kann. Daneben ihre Kinder.

Kinder? Früh erwachsene, um ihre Kindheit betrogene, ernst schauende Menschen. Jungen in Hosen, die viel zu kurz sind, dennoch aber von Geschwister zu Geschwister gehend aufgetragen werden müssen.

Ich stutze. Kinder, von dieser alten Frau, die aussieht, wie 70. Seit wann haben relativ junge Kinder so eine alte Mutter? Und das Bild erzählt mir weiter, dass diese Frau nicht 70 Jahre alt ist, sondern 40, dass sie ihren Mann vor etlichen Jahren bei einem Waldunfall verloren hatte und nun, allein auf sich gestellt, ohne Rente, mit kaum Geld, ihre Familie und die kleine Landwirtschaft versorgen musste. Ich sehe sie vor mir, wie sie morgens zu einer Zeit aufsteht, wo heute viele erst nach Ende des Spätfilms ins Bett gehen, wie sie das wenige Vieh füttert, auf die Leiter klettert, das oberste Stockwerk ihres Hauses mauert, karges Essen zubereitet, spät und erschöpft, ausgelaugt und verbraucht ins Bett sinkt. Ich ahne, dass sie die Augen schließt vor der Angst die Frage zu beantworten, was wohl der morgige Tag bringen wird, und vor der existentiellen Frage nach dem Sinn des Lebens und dem, was danach sein wird.

Es ist nicht mein Vorfahre, dennoch spüre ich, diese Witwe ist mein und Ihr Vorfahre.

Ich betrachte die Bilder von Schulkindern und frage mich nach der guten alten Zeit. Glatt rasierte Köpfe, ärmliche Kleidung, derbe Schuhe, ein überfüllter, schlecht geheizter Schulsaal, enge Bänke, geringstes Lehr und Lernmaterial, ein gestrenger Lehrer, dessen Hand und schimpfende Zunge noch vielen in leidvoller und spürbarer Erinnerung sind. Ich rieche förmlich die Muffigkeit des Klassenraumes, die Ausdünstungen der 50, 60 Kinder in dieser Enge, den penetranten Ölgeruch des frisch eingeriebenen Schulfußbodens. Ich sehe die verängstigten Blicke der Kinder, die manchen Lehrer und manchen Geistlichen lieber von hinten sahen als ihnen zu begegnen. Ich lese in Schulchroniken von Diphtherie und Scharlach, gepaart mit hoher Sterblichkeit und frage mich, warum ich fast nie ein Kind auf Schulbildern lachen sehe und ziehe Vergleiche zu heute.

Ich betrachte die Kirmes und Hochzeitsbilder und frage mich nach der guten alten Zeit. Ich sehe die Vielzahl der gerufenen und eingeladenen Gäste, kann mir die immense Arbeit meiner Vorfahren im Ausrichten eines solchen Festes vorstellen, sehe sie vor mir, wie sie den letzten Groschen

herumdrehen, in der Sorge, alle Festgäste zufrieden und damit den guten Ruf des Hauses sicherzustellen. Ich sehe vor mir die Frauen, die Jahr für Jahr viele Kinder bekamen, erfahre von der hohen Quote toter Mütter im Kindbett, sehe wie sie ausgelaugt und ausgemergelt voller Sorge den Pflichten des Alltags nachkommen mussten.

Ich vermisse die Bilder von Frauen, die außerehelich ein Kind bekamen, in der dörflichen und kirchlichen Gemeinschaft geächtet waren. Ich vermisse Bilder von Knechten und Mägden, die sicherlich gerne geheiratet hätten, aber als losledige Arbeitskräfte auf dem Stockgut bleiben und ihm dienen mussten.

Ich betrachte die so idyllisch aussehenden Bilder von Saat und Ernte, vom Kartoffelsetzen und Holzfällen, vom Viehauftrieb, vom Rübenwaschen und Wäschebleichen in eiskaltem Wasser und frage nach der guten alten Zeit. Ich sehe Schulkinder bei der Arbeit, harte Kinderarbeit, verantwortungsvolles Hüten, eine Jugend, die kaum Zeit zum Spielen hatte. Allzu früh ins Erwachsenenleben geworfen, kaum Maschinen, Knochenarbeit und Erschöpfung, mühseliges Tagewerk vom Hahnenschrei bis tief in die Nacht. Ich höre meinen Vater erzählen vom 12stündigen Dreschen für drei Mark pro Tag und von seinem fundamentalen Erlebnis abends zu dem üblichen Quark auf Pellkartoffeln ein Schinkenbrot mit guter Butter bekommen zu haben.

Ich vermisse aber Bilder, die davon künden, wie meine Vorfahren Urlaub machten, was sie außer dem Paulinus lasen, wie sie sich entspannten, sehe nicht, wie sie Picknick machten, spazieren gingen, höre dafür aber oft, dass die meisten in ihrem Leben kaum weiter die Welt eroberten als höchstens bis in Nachbardörfer oder in die Kreisstadt.

Warum zeigt mir keiner Fotos, auf denen romantisch verklärt singende und webende Frauen zu sehen sind. Wo sind die Abbildungen von den Kaffeekränzchen und dem Bauer, der so gemütlich und genüsslich, glücklich und selig mit klobigen Händen seine Pfeife schmaucht? Ich vermisse die Oma, die so gütig und abgeklärt ihre Enkelkinder auf dem Schoße schaukelt und ihnen Märchen erzählt und Lieder vorsingt.

Ich frage: „War die Zeit früher wirklich so schön und gut wie man mir weiszumachen versucht oder erscheint sie uns Heutigen nur in einem verklärten Licht? Ist es nicht typisch für menschlichen Charakter und unsere seelische Istheit, dass, je mehr Zeit verstreicht, nur mehr das Gute und Positive im Gedächtnis haften bleibt und das Negative, Unangenehme verdrängt wird?

Und wenn es so ist, dass unsere Psyche sich katharsisch selbst reinigt, dann ist das nicht nur gut so, dann ist dies eine göttliche Gnade. Stellt nicht jeder von uns bereits jetzt schon fest, wenn er auf sein vergangenes Leben erinnernd blickt, dass Gott sei Dank mehr Positives und Schönes im Gedächtnis haften bleibt als Unangenehmes und Leidvolles. ist nicht das die Gnade des Alters, das Wachsen und Reifen der Gelassenheit und Klugheit, die dem älteren Menschen das Prädikat „weise“ zuerkennt?

Denn ich sehe auch auf vielen Bildern die technische Entwicklung in der Landwirtschaft, den Einzug der Motorisierung, den Wandel der Kleidung, das Aufkommen des modernen, technischen Zeitalters in unsere Dörfer und in die Familien unserer Vorfahren, erkenne kopfschüttelnd, wie rasch und schnell sich nicht nur dörfliche Ansichten und Kleidung wandelten, sondern auch wie rasch Werte verloren gingen, die meiner Meinung nach erhaltenswert sein sollten.

Dieser Wandel ist erschreckend schnell nach dem letzten Krieg eingetreten, als wir und meine Vorfahren allzu schnell gute Werte gegen Kaugummi und Coca Cola eintauschten, wo Möbel, Türen, Takenplatten, landwirtschaftliche Geräte aus dem Dorfbild verschwanden, weil viele sich ihrer Armut und angeblichen Rückständigkeit schämten und viele Anschluss an die moderne Zeit haben wollten, die nicht mehr nach dem Geld fragt und leider auch selten nach Werten, die für unsere Vorfahren noch Charakter und Seelenstärke bedeuteten und etwas von der Würde des Menschen berichteten.

Wie gesagt, heute spreche ich mit den mich anschreienden Fotografien.

(Quelle: internet)

Quellenangaben:

„Arbeiterkultur", herausgegeben von Gerhard Ritter, 1979,
darin: Rober F. Wheeler, „Organisierter Sport und organisierte Arbeit; die Arbeitersportbewegung“
div. Beiträge

„Arbeiterkulturbewegung in der Weimarer Republik", 1982,
darin Wilfried van der Will und Robert Burns, „Die Arbeitersportbewegung“, Theater“ und sozialistische Kulturvereinigungen

„Arbeiterleben um 1900", Autorenkollektiv unter Ltg. von Dietrich Mühlberg, Dietz-Verlag Berlin 1983 (mehrer Autoren)

„Das häusliche Glück", (darin Berichte von alten Leuten aus Arbeiterfamilien), Leipzig, 1882

„Das häusliche Glück", nebst Anleitung zum Kochen für Arbeiterfrauen, Rogner & Bernhard, 1975

„Deutsches Bilderbuch 1870-1980“

„Die deutsche Familie", Versuch einer Sozialgeschichte von Ingeborg Kellermann, Suhrkamp Verlag 1974

„Die Jugend großer Deutscher – von ihnen selbst erzählt", hgg. R. K. Goldschmit-Jentner, Insel Verlag, 1958

„Hygiene und soziale Hygiene in Hamburg“ zur 90. Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte in Hamburg im Jahr 1928; hgg. von der Gesundheitsbehörde in Hamburg – Paul Hartung Verlag HH, 1928
Kirche zwischen Stadt und Dorf“ – St. Petri und Pauli zu Hamburg-Bergedorf in der Geschichte", hgg. Olaf Matthes, Convent Verlag, 2002

„Lebensstationen", Katalog und Aufsatzband zur Ausstellung im Dt. Historischen Museum, Berlin, 1993

„Proletarische Lebensläufe", Band 1 und Band 2, hgg. Wolfgang Emmerich, rowohlt, 1975

„Vorwärts und nicht vergessen. Arbeiterkultur in Hbg. um 1930", Kat.Ausst. 1982 in der Kampnagelfabrik.

„Werkbank, Waschtag, Schrebergarten" von Heidi Lang und Hans Stallmach, SteinwegVerlag 1990 (S.90-96)

Akte Nr. 32 aus dem Archiv der TSV Reinbek

Andritzky, M. & G. Selle, "Lernbereich Wohnen", Bd. 1 und 2, rororo Sachbuch, 1979

Arbeiterfrauen in der Weimarer Republik, 1990, Verlag J. H. W. Diez Nachf.

Auszüge aus den Erinnerungen einer Frauenhilfsschwester, 1981

Bavendamm, Dirk , "Reinbek", 1988

Becker-Huberti, Manfred, "Lexikon der Bräuche und Feste", Herder Verlag, 2001

Beuys, Barbara, "Familienleben in Deutschland", Rowohlt, 1980

Bibliothek Museum der Arbeit in Hamburg

Der gesunde Arbeiter (ca 1910) Ratgeber

Dibie, Pascal „Wie man sich bettet“ Eine Kulturgeschichte des Schlafzimmers

Die gute alte Zeit im Bild – Alltag im Kaiserreich 1971-1914; Gerd Richter, Bertelsmann Lexikon-Verlag 1974

Dönhoff, F. & J. Barenberg, "Ich war bestimmt kein Held – „Die Lebensgeschichte des Tönnies Hellmann",

Emmerich, W., Proletarische Lebensläufe, Bd.1, Reinbek b/Hbg., 1974

Erinnerungen einer Frauenhilfsschwester – 1981

Erlaß der Oberschulbehörde 1892, Sektion für das Volksschulwesen, nachzulesen im Schulmuseum Hamburg

Fallada, Hans, “Kleiner Mann - was nun?”– Rowohlt, Reinbek

Festschrift zum 25jährigen Jubiläum der ev.-luth. Kirche in Reinbek, 21. Juli 1926 -

Festschrift zum 50jährigen Bestehen der ev.-luth. Kirche in Reinbek, 21. Juli 1951

Festschrift zur 725 – Jahrfeier von Reinbek, 1963

Finder, Ernst, "Die Vierlande, Teil 1 und 2", Hamburg, 1922

Funke, Hermann, "Zur Geschichte des Mietshauses", Hamburg 1974

Geschichte Schleswig-Holsteins: Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins in der Kaiserzeit 1867 – 1914,
Glaser, H. & W. Pützstuck, "Ein deutsches Bilder-Buch 1870-1980", Beck Verlag, 1982
Göhre, „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche“ Leipzig: Grunow, 1891
Gudjons, H. / R. Lehberger – „In Hamburg zur Schule gehen“ - Hamburger Schulmuseum
Hagemann, Karen „Frauenalltag und Männerpolitik“ Alltagsleben und gesellschaftliches Handeln von
Hipp, Hermann, "Wohnstadt Hamburg", Christians Verlag, 1986
Internet: Der Radsport in Schleswig-Holstein; Vortrag von Gustav Körner zum 100. Jubiläum 1987 in Kiel
Internet: frauennews: Das Frauenwahlrecht - Wikipedia - Gleichberechtigung
Internet: Geschichte der Gewerkschaften, Herausgeber DGB-Bundesvorstand Autor Ralf Engeln
Internet: Welthungerhilfe, von Wolfgang Ayaß. Rezension zu Sigrid Dauks
Karl Wachholtz Verlag Neumünster, 1991
Katalog der Ausstellung „Berlin, Berlin“ 1987 im Martin Gropius Bau Berlin; S. 304
Katz, W. Alexander, "Der gesunde Arbeiter", Hamburg, (ca. 1810)
Kinderarbeit in Deutschland im Spiegel der Presse (1890 – 1920)- Wikipedia - Kinderarbeit
Krockow, Christian Graf von, "Die Deutschen in ihrem Jahrhundert" 1890 - 1990
Lang, Heidi und Hans Stallmach, „Werkbank, Waschtag, Schrebergarten“, Steinweg Verlag
Lange, Ulrich, Geschichte Schleswig-Holsteins Wachholtz Verlag
Museumsverein Reinbek e.V. „Familienalltag anno dazumal“, 1999
Museumsverein Reinbek e.V. „In Haus und Hof“ 2004
Popp, Adelheid, "Jugend einer Arbeiterin", Verlag J.H.W. Dietz Nachf. 1915
Rathmann, Herbert „Ich bin ein Reinbeker", 1978
Rathmann, Herbert „Jugendjahre in Reinbek", 1973
Rehbein, Franz, "Das Leben eines Landarbeiters“ – Luchterhandverlag
Reye, Hans, „In Hamburg die Schulbank gedrückt“ - Wie es gestern war und ehedem; M+K Hansa-Verlag
Sievers, Kai Detlev, "Feste in Schleswig-Holstein", Wachholtz Verlag, 1984
Storm, H. H., "So war das damals – Das Leben auf dem Lande", Bd. III und IV, Christians-Verlag, 1994
Teuteberg, H. J. & C. Wischermann, "Wohnen in Hamburg vor dem Ersten Weltkrieg, Band 2, Münster, 1963
Teuteberg, H. J. & C. Wischermann, „Wohnalltag in Deutschland" 1980-1924, Band 3, Münster, 1985
Unterrichtsmaterialien 5, Geschichte der Arbeiterbewegung, Hrg. Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft
Walden, Sara, "Immer rein in die gute Stube", Studienarbeit zur Sozialwissenschaft, Grin Verlag, 2004
Wartburg, Marianne von, „Lichte Höhen – dunkles Tal“ – Das Leben der Johanna Spyri- Fouqué Lit.-Verlag
Wasserversorgung in Hamburg
Weber-Kellermann, Ingeborg "Die Familie", Insel Verlag, 1976
Weber-Kellermann, Ingeborg „Das Weihnachtsfest", Verlag C. J. Bucher, 1978
Weise-Minck, Mathilde, "Kindertage in Reinbek", Verlag Hamburgische Bücherei, 1948